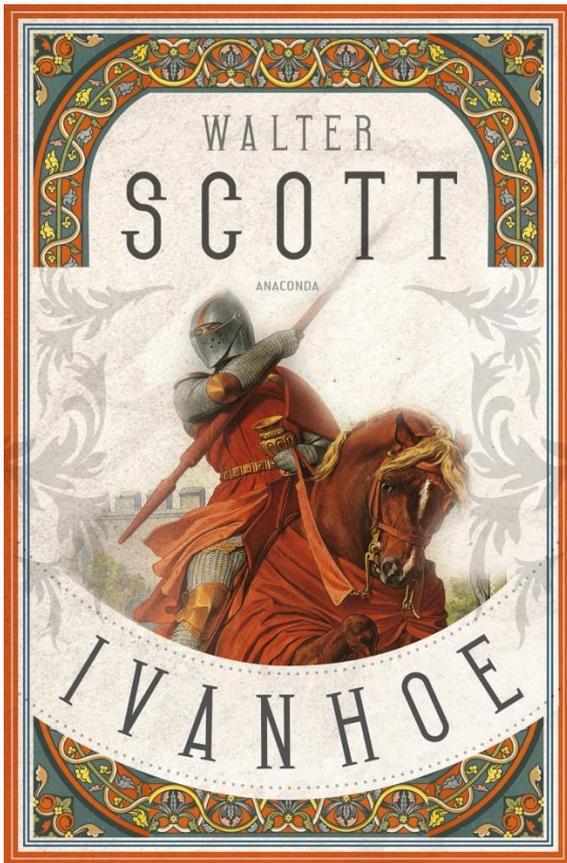


Leseprobe

Walter Scott

Ivanhoe

Historischer Roman



Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 28. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

England im Mittelalter: König Richard Löwenherz befindet sich auf Kreuzzug im Heiligen Land. Derweil herrschen unter seinem Bruder und Statthalter Willkür und Chaos, und die alte Rivalität zwischen Normannen und Angelsachsen flammt wieder auf. Da zieht der tapfere Ritter Ivanhoe, angetrieben von seiner Liebe zu der schönen Rowena, in den Kampf für den König. Unterstützt wird er von einem geheimnisvollen Schwarzen Ritter sowie Räuberhauptmann Robin Hood. – Mit »Ivanhoe« schuf Walter Scott einen abenteuersatten historischen Roman, der Fakten und Legende kunstvoll ineinander verwebt.

Autor

Walter Scott

Sir Walter Scott, 1771 in Edinburgh geboren, war ein schottischer Dichter und Romancier. Seine abenteuersatten historischen Romane haben das Genre geprägt und sind bis heute Klassiker. Zahlreiche Filme, Theaterstücke und Opern basieren auf seinen Werken. Er starb 1832 weltberühmt.

Walter Scott
Ivanhoe

Walter Scott

Ivanhoe

Historischer Roman

Aus dem Englischen
von Elise von Hohenhausen

Anaconda

Titel der englischen Originalausgabe: *Ivanhoe* (Edinburgh: Constable 1820).
Die Übersetzung folgt der Ausgabe Halle a. S.: Paalzow o. J. [um 1913].
Orthografie und Interpunktion wurden den Regeln der neuen deutschen
Rechtschreibung angepasst.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotive: August Spieß (1841–1923), »Parzival fordert den König
von Cumberland, der sich über ihn lustig macht, zum Zweikampf heraus«,
aus dem Parzival-Zyklus, Sängersaal, um 1883–1884 (Wandgemälde),
Schloss Neuschwanstein / De Agostini Picture Library / A. Dagli Orti /
Bridgeman Images (Ritter). – Albert Charles August Racinet (1825–1893),
»Middle Ages«, plate 44 from Polychromatic Ornament: One Hundred
Plates in Gold, Silver and Colours (1873), Brooklyn Museum of Art,
New York, Bridgeman Images (Ornamentik)

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: www.paque.de

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-1030-5

www.anacondaverlag.de

I. Kapitel

So lebten sie, als abends nach der Hütte
Die Schweine kehrten, statt nach ihrer Sitte
Sich heftig sträubend, lärmend, heulend, träge
Und doch bezwungen durch die Macht der Schläge.

Homer, »Odyssee«

In der anmutigen Provinz des glücklichen England, die der Fluss Don durchströmt, breitete sich in alter Zeit ein großer Wald aus und bedeckte die reizenden Hügel und Täler, die zwischen Sheffield und der freundlichen Stadt Doncaster liegen. Die Überreste dieser ausgedehnten Waldung gewahrt man noch rings um die Rittersitze Wentworth, Warncliffe Park und bei Rotherham. Hier hauste einst der fabelhafte Drache von Wantley, hier wurde manche verzweiflungsvolle Schlacht im Bürgerkrieg der weißen und roten Rose geschlagen und hier lebten in alten Zeiten jene Banden tapfrer Räuber, deren Taten durch englische Volkslieder überall verbreitet wurden.

Hier ist der Hauptschauplatz unserer Erzählung; ihre Zeit geht bis gegen das Ende der Regierung Richards I. zurück, wo dessen Rückkehr aus langer Gefangenschaft von seinen verzweifelnden Untertanen, die jeder Art Bedrückung ausgesetzt waren, mehr gewünscht als gehofft wurde. Der Adel, dessen Macht während Stephans Regierung unbegrenzt geworden war und den nur die Klugheit Heinrichs II. der Krone unterwürfig gemacht, überließ sich jetzt wieder seiner Willkür, er verwarf den ohnmächtigen Einspruch des englischen Staatsrats, befestigte seine Schlösser, verstärkte die Zahl seiner Hörigen, brachte alles in einen Stand der Vassallenschaft und strengte alle Kräfte an, um sich, jeder in seinem Kreis, an die Spitze einer Macht zu stellen, die eine große Rolle in den bevorstehenden Staatserschütterungen spielen könnte.

Die Lage des niederen Adels oder der Franklins, wie man sie nannte, die durch Gesetz und Geist der englischen Konstitution berechtigt waren, sich unabhängig vom hohen Adel zu erhalten, wurde schwankend. Wenn er, was am öftesten geschah, sich unter den Schutz eines der kleinen Könige der Nachbarschaft begab, in dessen Haus Lehnsdienste annahm oder sich durch Bündnis verpflichtete, ihm in seinen Unternehmungen beizustehen, so konnte er damit eine augenblickliche Sicherheit erkaufen, aber dann wurde jene Unabhängigkeit geopfert, die jedem englischen Herzen teuer ist, und er war gewiss, als Partei in irgendein unbesonnenes Unternehmen verwickelt zu werden, zu dem der Ehrgeiz seinen Schutzherrn verleitete. Auf der anderen Seite waren die Mittel der großen Barone zur Unterdrückung und Plage so vielfältig, dass es ihnen nie an einem Vorwand und selten an dem Willen fehlte, bis zum Äußersten diejenigen ihrer weniger mächtigen Nachbarn zu verfolgen und zu quälen, die es wagten, sich von ihrer Oberherrschaft zu trennen und in diesen gefahrvollen Zeiten allein auf ihr tadelloses Betragen und die Gesetze des Landes vertrauten.

Ein Umstand, der sehr dazu beitrug, die Tyrannei des Adels und die Bedrängnis der niederen Klassen desselben zu erhöhen, entsprang aus den Folgen der Eroberung des Herzogs Wilhelm von der Normandie. Vier Generationen hatten das feindliche Blut der Normannen und Angelsachsen nicht vermischen, noch durch gleiche Sprache und gleiche Interessen zwei feindliche Stämme miteinander vereinigen können. Der eine fühlte stets den Stolz des Siegers, während der andere unter den Folgen der Niederlage schmachtete. Durch die Schlacht von Hastings kam die Macht ganz in die Hand des normännischen Adels, und dieser machte, wie unsere Geschichtsschreiber berichten, davon keinen milden Gebrauch. Das ganze Geschlecht der sächsischen Fürsten und Edeln wurde entweder ausgerottet oder, mit wenigen Ausnahmen, ihres Erbteils beraubt; die Zahl derjenigen, die in dem Land ihrer Väter als Eigentümer Land besaßen, war darum nicht

groß. Die königliche Gewalt hatte sich lange bemüht, durch jedes gesetzliche und ungesetzliche Mittel die Macht desjenigen Teils der Bevölkerung zu schwächen, der, wie man mit Recht glaubte, tief eingewurzelte Abneigung gegen seine Besieger nährte. Alle Könige aus normannischem Stamm zeigten beständig Vorliebe für ihre normännischen Untertanen. Harte Gesetze, die dem milden, freien Geist der sächsischen Verfassung unbekannt, wurden dem Nacken der unterjochten Einwohner aufgebürdet, bei Hof und in den Schlössern der Großen, die den Glanz und die Pracht des Hofes nachahmten, wurde nur normännisch-französisch gesprochen, in den Gerichtshöfen erfolgten die Urteile und Klagen in dieser Sprache, kurz, Französisch war die Sprache der Vornehmen, der Ritterschaft und selbst der Gerechtigkeit, während das ausdrucksvolle Angelsächsische allein den Landleuten und Knechten überlassen blieb, die keine andere Sprache kannten. Die notwendige Gemeinschaft zwischen dem Herrn des Grundes und seinem Bebauer verursachte indes die allmähliche Bildung einer Mundart, aus dem Französischen und Angelsächsischen zusammengesetzt, in welcher sie sich einander verständlich machen konnten; aus dieser Notwendigkeit entstand nach und nach unsere englische Sprache, in welcher sich die Sprachen der Sieger und der Besiegten glücklich vermischten und die seitdem durch Worte aus den klassischen Sprachen und denen der Südländer Europas bereichert worden ist.

Ich fand es für notwendig, diesen Zustand der Dinge der Mehrzahl meiner Leser bekannt zu machen, damit sie nicht vergessen, dass, obgleich keine großen geschichtlichen Ereignisse wie Krieg oder Aufstand die Existenz der Angelsachsen als eines besonderen Volkes während der Regierung Wilhelms II. bezeichneten, dennoch eine Nationalverschiedenheit zwischen ihnen und ihren Siegern, so wie die Erinnerung dessen, was sie waren, im Vergleich dessen, wozu man sie gebracht hatte, fortdauernd bis zur Regierung Edwards III. bestanden hat. Die Wunden, die der Sieger ge-

schlagen und offen hielt, bildeten eine Trennung zwischen den Abkömmlingen der siegenden Normannen und denen der überwundenen Sachsen.

Heller Sonnenschein leuchtete auf einen der reichen Grasplätze jenes Waldes, dessen wir im Anfang dieses Kapitels erwähnten. Hunderte von kurzstämmigen Eichen, die einst Zeugen des prächtigen Aufzugs der römischen Legionen gewesen waren, beschatteten mit ihren breiten, knotigen Zweigen den dichten grünen Teppich des Rasens; an manchen Stellen waren sie mit Buchen, Pappeln und anderen Bäumen so dicht bewachsen, dass die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne nicht hindurchdringen konnten. An anderen Orten bildeten sie lange Durchsichten, in denen sich das Auge gern verliert, während die Einbildungskraft sie als die Eingänge zu noch romantischeren Erscheinungen waldiger Einsamkeit betrachtet. Die roten Strahlen der untergehenden Sonne verbreiteten hier einen milden, glanzlosen Schimmer, der die Zweige und moosigen Stämme der Bäume beleuchtete; so zeigte auch der Rasen hin und wieder glänzende Flecken, den Weg der Sonne bezeichnend. Ein großer, offener Raum in der Mitte des Grasplatzes schien ehemals den Druiden geweiht gewesen zu sein, denn auf dem Gipfel eines Hügels, der in seiner Regelmäßigkeit ein Werk von Menschenhänden zu sein schien, sah man die Überreste eines Kreises von großen roten, unbehauenen Steinen. Sieben davon standen aufrecht, die übrigen waren vielleicht durch den Eifer eines zum Christentum Bekehrten zertrümmert; einige lagen unfern ihres alten Platzes, andere an der Seite des Hügels. Ein einziger breiter Stein war ganz heruntergefallen und hatte den Lauf eines kleinen Baches gehemmt, der sich um den Fuß des Hügels wand und ein sanftes Murmeln hören ließ.

Die menschlichen Gestalten in dieser Landschaft waren zwei an der Zahl; sie trugen in Kleidung und Aussehen den rauen Charakter der Waldbewohner des westlichen Teiles von Yorkshire in damaliger Zeit. Der Älteste der beiden sah

ernst, wild und düster aus. Seine Kleidung war so einfach wie möglich, sie bestand aus einer engen Jacke mit Ärmeln, die aus dem gegerbten Fell eines Tieres gefertigt war, an welchem das Haar geblieben, doch war es so sehr abgetragen, dass es schwer gewesen sein würde, die Tierart zu bestimmen, der einst dieser Pelz gehörte. Dies Kleidungsstück reichte von der Kehle bis zu den Knien und bedeckte somit den ganzen Körper, seine einzige Öffnung war groß genug, um den Kopf durchstecken zu können; daraus ging hervor, dass es wie ein Hemd über Kopf und Schultern angezogen werden musste. Sandalen, mit Riemen aus Schweinsleder festgebunden, schützten die Füße und eine Rolle von dünnem Leder war künstlich um die Beine gewunden und ließ, über der Wade aufhörend, die Knie nach Weise der Schottischen Hochländer nackt. Damit die Jacke fester anschließen sollte, wurde sie in der Mitte durch einen breiten ledernen Gürtel mit metallener Schnalle zusammengehalten; auf einer Seite desselben hing eine Tasche, auf der anderen ein Widderhorn, mit einem Mundstück zum Blasen eingerichtet. In diesem Gürtel steckte auch noch ein langes, breites, spitzes, zweischneidiges Messer mit einem Griff von Hirschhorn, welches in der Nachbarschaft verfertigt war und schon damals den Namen eines Sheffieldmessers trug. Der Mann hatte keine andere Kopfbedeckung als sein starkes Haar, welches, zusammengebunden und geflochten, durch die Sonnenstrahlen wie dunkelrot erschien und einen Kontrast mit dem die Wangen bedeckenden Bart bildete, der bernsteinfarbig war. Ein sehr merkwürdiges Stück seines Anzuges darf nicht übergangen werden, es war ein metallener, einem Hundehalsband ähnlicher Ring, der ohne Öffnung so fest um den Hals geschlossen war, dass er kaum das freie Atemholen gestattete; er konnte nur durch die Feile geöffnet werden. Auf diesem Halsschmuck stand mit sächsischen Buchstaben eine Inschrift folgenden Inhalts: »Gurth, der Sohn von Beowulf, ist der Leibeigene des Cedric von Rotherwood.«

Außer diesem Schweinehirten, denn das war Gurths Amt, saß auf den Trümmern des Druiden-Males ein Mann, der um zehn Jahre jünger schien und dessen Kleidung, obgleich im Schnitt der seines Kameraden ähnlich, doch von besseren Stoffen war und ein mehr fantastisches Aussehen hatte. Seine Jacke hatte einst eine helle Purpurfarbe gehabt, auf welche groteske Zierraten in verschiedenen Farben gemalt waren. Der Mantel von karmesinrotem Tuch ging nur bis zur Hälfte der Gestalt, war sehr abgetragen und hellgelb eingefasst; da er von einer Schulter zur anderen und rund um den Leib geschlagen werden konnte, so bildete seine Weite im Verein mit seiner Kürze ein wunderliches Kleidungsstück. Der Mann trug dünne silberne Armbänder und um seinen Hals ein Band von demselben Metall mit der Inschrift: »Wamba, der Sohn des Witless, ist der Leibeigene des Cedric von Rotherwood.« Er trug Sandalen wie sein Gefährte, doch statt der ledernen Rolle um seine Beine eine Art Gamaschen, wovon der eine rot, der andere gelb war. Sein Hut war mit einer Menge von Schellen, wie man sie den Falken anhängt, geziert und klangen, sooft er den Kopf bewegte; und da er keine Minute ruhig blieb, so gab es ein ewiges Geklingel. Um die Spitze des Hutes zog sich ein zackiges Lederband, das die Gestalt einer Krone hatte, und von diesem hing ein Beutel bis auf die Schulter nieder, der auch Schellen trug. Diese Kopfbedeckung und der halb listige und halb verrückte Ausdruck im Gesicht des Mannes verrieten, dass er zu jener Klasse von Hausnarren gehörte, die den Reichen, welche gelangweilt in ihren Schlössern saßen, zur Unterhaltung dienen mussten. Er trug wie sein Gefährte eine Tasche in seinem Gürtel, doch weder Horn noch Messer, vermutlich weil man es für gefährlich hielt, der Klasse, zu der er gehörte, schneidende Instrumente anzuvertrauen; stattdessen war er mit einem hölzernen Schwert bewaffnet.

Die äußere Erscheinung dieser beiden Menschen bildete keinen größeren Kontrast als ihre Blicke und ihr Benehmen. Das des Hirten und Leibeigenen war trübe und düster;

sein Blick mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit zu Boden gekehrt, schien Fühllosigkeit auszusprechen, hätte nicht das Feuer, das oft in seinem Auge glänzte, verraten, dass unter diesem dumpfen Kleinmut das Gefühl des Unterdrücktseins und die Neigung zum Widerstand schlummer-ten. Die Blicke des Narren hingegen zeigten die bei Men-schen seines Schlages gewöhnliche müßige Neugier und immerwährende Unruhe, begleitet von der größten Zufrie-denheit über seine Lage und seinen Anzug. Das Gespräch zwischen ihnen wurde im Angelsächsischen geführt, wel-ches allein von den niederen Klassen gesprochen wurde, von Ausnahme der normännischen Soldaten, und den unmittel-bar von den hohen Lehnsherren abhängenden Personen.

»Möchte doch der heilige Withold die verdammten Schweine holen«, sagte der Schweinehirt, nachdem er aus allen Kräften in sein Horn gestoßen hatte, um die zer-streute Herde zu sammeln, welche, obgleich sie den Ruf ebenso melodisch beantwortete, sich doch nicht von dem reichen Mahl aus Eicheln wegbegeben wollte; ebenso we-nig bezeugte sie Lust, die morastigen Ufer des Flusses zu verlassen, wo einige sich recht bequem im Schlamm wälz-ten und durchaus nicht auf den Ruf achteten. »Der heilige Withold hole sie und mich«, sagte Gurth, »wenn der zwei-beinige Wolf nicht noch einige vor Nacht wegschnappt, so will ich kein ehrlicher Mann sein. – Hier! Fangs! Hier!«, schrie er einem zottigen, wolfähnlichen Hund zu, einer Art Dachs, halb Bullenbeißer, halb Windspiel, der hin und her hinkte, um die widerspenstigen Grunzer seinem Herrn sammeln zu helfen, aber in der Tat, entweder weil er des Hirten Signale nicht verstand oder vorsätzlich bösen Wil-len hatte, sie nur umhertrieb und so das Übel vermehrte, statt ihm abzuhelpen. »Der Teufel mag dem die Zähne aus-reißen«, sagte Gurth, »und seine Großmutter den Waldläu-fer quälen, der unseren Hunden die Vorderpfoten stutzt und sie zu ihrer Arbeit unbrauchbar macht! – Wamba! Auf, und hilf mir, wenn du ein braver Kerl bist, lauf um den

Hügel herum, dass du hinter sie kommst. Hast du ihnen den Wind abgewonnen, so kannst du sie wie unschuldige Lämmer vor dir hertreiben.«

»Wahrhaftig«, sagte Wamba der Narr, ohne sich von der Stelle zu rühren, »ich habe meine Beine darüber befragt, und sie sind der Meinung, dass, wenn ich meine Kleider durch diese Pfützen treibe, ich schlecht an meiner hohen Person und königlichen Garderobe handeln würde; darum, Gurth, rate ich dir, rufe den Fangs ab und überlasse die Herde ihrem Schicksal, welches, sie mögen auf reisende Soldaten, Räuber oder wandernde Pilger stoßen, doch kein anderes sein wird, als dass sie zu deiner nicht geringen Freude und Bequemlichkeit in Normannen verwandelt werden.«

»Die Schweine in Normannen?«, fragte Gurth. »Erkläre mir das, Wamba, mein Gehirn ist zu dumm und mein Gemüt zu geplagt, um Rätsel zu erraten.«

»Wie nennst du die grunzenden Tiere, die auf vier Beinen laufen?«, fragte Wamba.

»Schweine, Narr, Schweine!«, sagte der Hirt. »Jeder Narr weiß das.«

»Und Schweine ist gut sächsisch«, sagte der Hausnarr. »Aber wie nennt ihr die Sau, wenn sie ausgenommen, gebrüht und aufgehangen ist wie ein Hochverräter?«

»*Porc!*«, erwiderte der Schweinhirt.

»Ich bin froh, dass das auch jeder Narr weiß«, sagte Wamba, »und *porc*, denke ich, ist gut Normannisch; Französisch – wenn das Tier lebt und von einem sächsischen Leibeigenen bewacht wird, so hat es seinen sächsischen Namen; doch es wird ein Normann und *porc* genannt, wenn es, in ein stattliches Schloss gebracht, den Edelleuten zum Mahl dient. Was meinst du dazu, Freund Gurth?«

»Die Lehre ist richtig, Freund Wamba, obgleich sie in einem Narrenschädel entstanden.«

»Nun, ich kann dir noch mehr sagen«, fuhr Wamba in demselben Ton fort, »da ist der ehrliche Alderman Ochs, der behält seinen sächsischen Namen, weil er von Dienstbaren

und Leibeigenen bewacht wird, aber er wird sogleich zum *boeuf*, einem stolzen, galanten Franzosen, wenn er vor die vornehmen Kinnladen, die bestimmt sind, ihn zu verzehren, kommt; Mynherr Kalb wird auf diese Art *Monsieur de veau*; er ist ein Sachse, wenn er Aufsicht fordert, und wird ein Normann, sobald er ein Gegenstand des Genusses wird.«

»Beim heiligen Dunstan!«, antwortete Gurth. »Du sprichst nur traurige Wahrheiten aus; man hat uns nicht viel mehr gelassen als die Luft, die wir einatmen, und auch diese scheint man uns ungern und nur darum gelassen zu haben, weil wir die Lasten tragen sollen, die sie unseren Schultern aufbürden. Das Beste und Fetteste ist für ihren Tisch, das Hübscheste für ihr Bett, die Bravsten müssen als Soldaten zu fremden Herren, ihre Knochen bleichen in fernem Ländern und nur wenige bleiben zurück, die Macht und Willen hätten, die unglücklichen Sachsen zu beschützen. Gott segne unseren Herrn Cedric, der hat gehandelt wie ein Mann; aber Reginald Front-de-Boeuf durchzieht das Land in Person, und wir werden sehen, wie wenig Cedrics Mühe und Sorge ihm helfen werden. Hier, hier!«, rief er wieder, seine Stimme erhebend. »So, ho, so, ho, recht so, Fangs! Du hast sie nun alle vor dir und treibst sie wacker fort.«

»Gurth!«, sagte der Narr. »Du hältst mich für einen dummen Teufel, sonst würdest du nicht so leicht deinen Kopf zwischen meine Zähne stecken. Ein Wort zu Reginald Front-de-Boeuf oder Philip de Malvoisin, dass du von Verrätereien gegen die Normannen gesprochen hast, und du bist ein abgesetzter Schweinehirt und wirst bald an einem dieser Bäume baumeln, zum Schrecken derer, die von hohen Herren übel reden.«

»Hund! Du wirst mich nicht verraten«, sagte Gurth, »nachdem du mich zu solchen Reden verleitet hast.«

»Dich verraten!«, antwortete der Narr. »Nein, das schickt sich nur für einen weisen Mann, ein Narr weiß sich anders zu helfen; doch still! Wer ist hier?«, sagte er, indem er auf den hörbar werdenden Hufschlag mehrerer Pferde lauschte.

»Das kümmert mich nicht«, antwortete Gurth, der seine Herde vor sich her und mit Fangs' Hilfe durch einen dunklen Baumgang trieb.

»Ich aber will die Reiter sehen«, rief Wamba, »sie kommen wohl aus dem Feenland, mit einer Botschaft des Königs Oberon.«

»Der Henker hole dich!«, rief der Schweinehirt. »Wie magst du von solchen Dingen reden, während ein fürchterlicher Sturm mit Donner und Blitz wenige Meilen von uns tobt. Horch, wie der Donner rollt, ich sah im Sommerregen niemals solch fette Tropfen herabfallen. Obgleich hier noch alles ruhig ist, so seufzen und krachen schon sturmahnend die alten Eichen mit ihren großen Ästen; spiele den Starken, wenn du willst, diesmal glaube mir und lass uns nach Hause gehen, ehe der Sturm anfängt, das wird eine entsetzliche Nacht werden.«

Wamba folgte seinem Gefährten, der seinen Weg fortsetzte, nachdem er einen kurzen Stab vom Gras aufgehoben hatte, und hastig durch den Waldplatz mit Fangs' Beistand die ganze Herde vor sich hertrieb.

2. Kapitel

Da war ein Mönch, geschickt, ein Lord zu sein,
Der liebte Pferde, Mädchen, Jagd und Wein,
Ein kühner Mann zu einem Abt gewandt,
Manch edel Ross in seinem Stalle stand,
Und wenn er ritt, sein Zügel fast erklang
Mit leichtem Rauschen, tönend wie Gesang
Dem fernen Horcher, laut doch und helle
Sowie das Glöckchen einer Betkapelle.

Geoffrey Chaucer, »Die Canterbury-Erzählungen«

Trotz Ermahnungen und Schelten seines Gefährten konnte Wamba, da das Pferdegetrappel näher kam, nicht verhindert werden, bei jeder Gelegenheit auf der Straße sich aufzuhalten. Bald riss er von einem Haselstrauch ein Büschel halb reifer Nüsse herunter, bald guckte er einem Bauernmädchen nach, das über seinen Weg ging. Die Pferde und Reiter hatten sie auf diese Weise bald eingeholt.

Es waren ihrer zehn, wovon die beiden Vorausreitenden Leute von Bedeutung, die anderen ihr Gefolge zu sein schienen. Es war nicht schwer, Charakter und Stand des einen dieser beiden Männer zu bestimmen: er war unzweifelhaft ein Geistlicher von hohem Rang; seine Kleidung, die eines Zisterzienser-Mönchs, bestand aus feineren Stoffen, als dies die Regel dieses Ordens zulässt. Mantel und Kappe waren von dem besten flämischen Tuch und fielen in weiten, geschmackvollen Falten um seine hübsche, wohlgenährte Gestalt. Seine Physiognomie zeigte ebenso wenig von Selbstverleugnung als seine Kleidung von Verachtung weltlichen Glanzes. Seine Gesichtszüge hätte man einnehmend nennen können, ohne das Blinzeln, welches unter dem gesenkten Augenlid lauerte und den vorsichtigen Wollüstling verriet. Außer diesem hatten ihm sein Amt und seine Stellung eine große Gewalt über sein Gesicht gegeben, welchem er, sobald

er wollte, ein feierliches Ansehen gab, obgleich dessen natürlicher Ausdruck gut gelaunte, gesellige Nachsicht war. Gegen die Klosterregeln und die Edikte der Päpste und Konzilien waren die Ärmel seines Amtsrocks mit kostbarem Pelzwerk besetzt und gefüttert, sein Mantel am Hals mit einem goldenen Schloss befestigt und seine ganze Ordenskleidung so verfeinert und verziert wie die einer Quäkerschönheit heutiger Zeit, die, Form und Farbe ihrer Sekte beibehaltend, bei aller ihrer Einfachheit doch durch die Wahl der Stoffe und die Art, sie zu ordnen, sich einen Anstrich von Koketterie gibt, der gar sehr nach den Eitelkeiten dieser Welt schmeckt.

Dieser würdige Diener der Kirche ritt auf einem wohlgenährten Maultier, dessen Reitzeug schön verziert war; der Zaum war nach der Sitte jener Zeit mit silbernen Glöckchen behängt. Er ritt nicht mit klösterlicher Ungelenkheit, sondern wie ein geübter Reiter. In der Tat schien auch der demütige, obgleich gut zugerittene Maulesel von dem galanten Mönch nur auf der Heerstraße benutzt zu werden. Ein Laienbruder in seinem Gefolge führte für andere Gelegenheiten einen der schönsten spanischen Hengste bei sich, die je Andalusien erzeugte; damals wurden diese von Handelsleuten mit großer Mühe und Gefahr für Personen von hohem Rang und Reichtum nach England gebracht. Sattel und Satteldecke dieses prächtigen Zelters waren mit einem langen Teppich bedeckt, der bis zur Erde herabhing und auf welchem Bischofsmützen, Kreuze und andere kirchliche Embleme reich gestickt waren. Ein anderer Laienbruder führte ein Saum-Maultier, das mit dem Gepäck belastet war, und zwei Mönche desselben Ordens ritten hinter ihm, untereinander scherzend und lachend, ohne sich im Mindesten um die anderen Mitglieder der Reiterschar zu kümmern.

Der Gefährte des Prälaten war ein älterer Mann, schlank, mager, aber stark und muskulös gebaut, eine Athleten-gestalt, dem lange Strapazen und beständige Bewegung wenig von Fleisch übrig gelassen, sondern ihn fast ganz in Kno-

chen, Adern und Sehnen verwandelt hatten. Er hatte der tausendfachen Mühen getragen und war zu weiteren bereit. Sein Kopf war mit einer scharlachroten, mit Pelz verbrämten Mütze nach Art derjenigen, welche die Franzosen wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem umgestürzten Mörser *mortier* nennen, bedeckt. Sie ließ das Gesicht des Reiters frei, und dieses trug einen Ausdruck, der dem Fremden nicht Furcht, aber Achtung einflößte. Seine stolzen Gesichtszüge waren durch die tropische Sonne fast bis zur Negerschwärze gebräunt und schienen in der Ruhe wie nach dem Sturm vorübergegangener Leidenschaften zu schlummern, allein die stark hervortretenden Adern auf der Stirn, die Schnelligkeit, womit die Oberlippe mit ihrem dicken schwarzen Stutzbart bei der leichtesten Erregung zuckte, ließen ahnen, dass der Sturm leicht zu erwecken sei. Des Mannes kühne, durchdringend schwarze Augen verkündeten bei jedem Blick die Geschichte überwundener Schwierigkeiten und bestandener Gefahren und schienen Widerstand herauszufordern, geübten Mut und festen Willen zu zeigen. Eine tiefe Narbe an seiner Stirn erhöhte den Ernst seines Gesichts, ebenso der Ausdruck des einen Auges, welches bei Entstehung jener Narbe gleichfalls leicht beschädigt worden und völlig gesund einen schiefen Blick hatte.

Das Oberkleid dieses Mannes glich in der Form ganz dem seines Gefährten; es war ein langer Klostermantel, doch feine scharlachrote Farbe zeigte, dass er zu keinem der vier regelmäßigen Mönchsorden gehörte. Auf der rechten Schulter war auf den Mantel ein achteckiges Kreuz geheftet. Dies Oberkleid verhüllte etwas, was beim ersten Anblick nicht zu ihm zu passen schien, nämlich ein Panzerhemd mit Ärmeln und Handschuhen von gleicher Art, seltsam gearbeitet und durchwebt, sodass es sich ebenso an den Körper schmiegte wie jene, die auf dem Strumpfwirkerstuhl von weicheren Stoffen gearbeitet werden. Seine Schenkel, soweit sie der Mantel sichtbar ließ, waren auch mit Metallplatten bedeckt. Knie und Füße schützten dünne, künstlich zusammengefügt-

te Stahlplatten; ein Schuppenstrumpf, der vom Knöchel bis zum Knie reichte, vollendete die Rüstung des Reiters. In seinem Gürtel trug er als einzige Verteidigungswaffe einen langen, zweischneidigen Dolch.

Er ritt nicht wie sein Gefährte auf einem Maultier, sondern auf einem tüchtigen Klepper, um sein edles Streitross zu schonen, welches ein zum Kampf gerüsteter Knappe ihm nachführte; dieser trug eine schützende Platte vor dem Haupt, von der eine kurze Spitze ausging. An der einen Seite seines Sattels hing eine kurze, reich damaszierte Streitaxt, an der anderen des Reiters befiederter Helm und Sturmhaube nebst einem langen, zweigriffigen Schwert, wie es die Ritter in jener Zeit trugen. Ein zweiter trug die Lanze seines Herrn aufrecht, von deren Spitze ein schmaler Streifen herabflatterte, den ein Kreuz gleich dem, das auf den Mantel gestickt war, zierte. Der Knappe trug auch des Herrn kleines dreieckiges Schild, oben breit genug, um die Brust zu schützen und dann spitz zulaufend. Das Scharlachtuch, das es bedeckte, verhinderte, seine Devise zu sehen. Diesen beiden Waffenträgern folgten zwei Diener, deren dunkle Gesichtsfarbe, weiße Turbane und orientalische Kleidung sie als die Söhne des Morgenlandes bezeichneten. Der ganze Aufzug dieses Kriegers hatte etwas Gewaltiges und Ausländisches, die Kleidung seiner Knappen war kostbar, und seine orientalischen Diener trugen silberne Halsbänder und Spangen von demselben Metall um ihre schwarzbraunen Arme und Beine, wovon die ersten vom Ellbogen an und die anderen vom Schenkel bis zum Knöchel nackt waren. Seide und Stickerei zeichnete ihre Kleidung aus und machten den Reichtum und das Ansehen ihres Herrn kund, indem sie zugleich einen auffallenden Kontrast mit der kriegerischen Einfachheit seines eignen Anzugs bildeten. Sie waren mit krummen Säbeln bewaffnet, deren Griffe und Scheiden mit Gold ausgelegt glänzten, und mit türkischen Dolchen von noch köstlicherer Arbeit. Jeder von ihnen trug an dem Sattelknopf ein Bündel Pfeile oder Wurfspieße mit scharfen Stahlspitzen;

diese Waffe war bei den Sarazenen sehr gebräuchlich, und ihr Andenken ist noch in dem kriegerischen Spiel *El Jerrid* aufbewahrt, welches im Morgenland häufig stattfindet.

Die Pferde dieser Diener sahen ebenso fremdartig aus als ihre Reiter; es waren Sarazenen-Rosse, also arabischer Abkunft, und ihre feinen, schlanken Glieder, ihre dünnen Mähnen, schmalen Hufe und ihr leichter, springender Gang bildeten einen gewaltigen Kontrast mit den stark gebauten, schweren Rossen, deren Rasse in Flandern oder der Normandie gezogen wurde, um die Ritter jener Zeit in ihrem vollen Panzer tragen zu können: neben den morgenländischen Rennern sahen sie wie das Wesen neben dem Schatten aus.

Der wunderbare Aufzug dieser Reiterschar zog nicht allein Wambas Neugierde auf sich, sondern auch die seines minder beweglichen Gefährten. Im Mönch erkannte er sogleich den Prior der Jorvaulx-Abtei, welcher in der ganzen Gegend als ein Freund der Jagd, der Tafelfreuden und, wenn das Gerücht ihm nicht unrecht tat, auch anderer, noch weniger mit den Mönchsgelübden sich vertragender weltlicher Vergnügungen bekannt war.

Doch die Begriffe jener Zeit waren in Hinsicht des Betragens der Geistlichkeit so lockere, dass Prior Aymer dennoch in der Nachbarschaft seiner Abtei einen guten Ruf besaß. Seine Jovialität und die Leichtigkeit, womit er Absolution von allen Sünden zu erteilen pflegte, machten ihn beim hohen Adel und dem vornehmen Bürgerstand sehr beliebt. Da er aus einer vornehmen normannischen Familie stammte, so war er mit manchen unter ihnen verwandt. Die Damen insbesondere richteten die Aufführung eines Mannes nicht zu streng, der ein erklärter Bewunderer ihres Geschlechts war und manche Mittel besaß, die Langeweile zu vertreiben, die sich so leicht in die Hallen der alten Adelsschlösser einzuschleichen pflegte. Der Prior ergab sich mit Eifer der Jagd; er galt dafür, die besten abgerichteten Falken und die flinksten Windhunde in den nördlichen Provinzen zu besitzen. Mit den Alten überließ er sich anderen Lustbarkeiten, bei

welchen er, wenn es darauf ankam, Anstand zeigte. Obgleich seine Gelehrsamkeit oberflächlich war, so konnte er doch der Unwissenheit der anderen einen hohen Begriff von seinem vermeintlichen Wissen beibringen, und die Würde seiner Sprache wie der hohe Ton, womit er von Macht und Ansehen der Kirche und Priesterschaft sprach, gaben eine hohe Meinung von seiner Heiligkeit. Selbst der gemeine Mann, der stärkste Kritiker der Schwächen der Vornehmen, hatte Nachsicht mit den Schwächen des Priors Aymer. Er übte Wohltätigkeit, und diese bedeckt, wie bekannt, eine Menge Sünden, auch in einem anderen Sinn, wie die Schrift meint. Die Einkünfte seines Klosters, die größtenteils zu seiner Verwendung standen, begünstigten diese Freigebigkeit, die er dem Bauernstand zukommen ließ und mit der er sehr oft die Unterdrückten unterstützte. Wenn Prior Aymer rüstig zur Jagd ritt, wenn er lange beim Mahl blieb, wenn er in der Morgendämmerung durch das geheime Pförtchen der Abtei schlich, von einem Stelldichein in der Finsternis kommend, so zuckte jedermann die Achseln und dachte, dass manche seiner Brüder dasselbe taten, ohne durch gute Eigenschaften ihre Fehler wiedergutzumachen. Prior Aymer und sein Charakter waren auch den sächsischen Leibeigenen wohl bekannt, sie bezeigten ihm trotzdem ihre Verehrung.

Der Hirt und der Narr konnten vor Verwunderung über den Anblick dieses Zuges die Frage des Priors von Jorvaulk nach einer Herberge in der Nachbarschaft kaum beantworten, so sehr erstaunten sie über die halb klösterliche, halb militärische Erscheinung des Fremden und die sonderbare Tracht und Bewaffnung seines orientalischen Gefolges. Es ist wahrscheinlich, dass die Sprache, in der der Segen erteilt und jene Nachfrage geschehen war, den sächsischen Bauern unangenehm, wenn auch nicht unverständlich klang. »Ich frage euch, meine Kinder«, sagte der Prior, seine Stimme erhebend und die *lingua franca* gebrauchend, in welcher gemischten Sprache die Normannen und Sachsen untereinan-

der redeten, »ob es hier in der Gegend nicht einen guten Mann gibt, der um Gottes willen und aus Ergebenheit gegen die Mutter Kirche zwei ihrer demütigsten Diener mit ihrem Gefolge auf eine Nacht beherbergen und erquicken möchte?« Er sagte dies mit einem Selbstgefühl, das einen großen Kontrast mit den bescheidenen Worten machte, die er zu gebrauchen für gut fand.

»Zwei der demütigsten Diener der Mutter Kirche!«, wiederholte Wamba vor sich hin, doch obgleich ein Narr, hütete er sich, laut zu reden. »Nun möchte ich doch ihre Oberhofmeister, Oberkellermeister oder andere hohe Diener sehen.«

Nach dieser stillen Bemerkung zu des Priors Rede erhob er seinen Blick und beantwortete die an ihn gerichtete Frage: »Wenn die verehrten Väter«, sagte er, »gute Tafel und reiche Betten lieben, so finden sie einige Meilen von hier das Priorat Brinxworth, wo ihr Stand ihnen sicher die ehrenvollste Aufnahme verschaffen wird; ziehen sie es aber vor, den Abend in Entbehrungen hinzubringen, so mögen sie den freien Platz dort hinabreiten, auf dem sie nach der Einsiedelei von Copmanhurst gelangen werden, wo ein frommer Einsiedler lebt, der sein Dach und sein Gebet gern mit ihnen teilen wird.«

Bei beiden Vorschlägen schüttelte der Prior sein Haupt.

»Mein guter Freund«, sagte er, »wenn das Schellengeklänge deinen Verstand nicht verwirrt hätte, so würdest du wissen: *Clericus clericum non decimat*, das heißt, wir Geistlichen nehmen nicht gern unter uns die Gastfreiheit in Anspruch, sondern lieber die der Laien, denen wir dadurch eine Gelegenheit geben, Gott zu dienen, indem sie seine treuen Diener ehren und erquicken.«

»Es ist wahr«, erwiderte Wamba, »obgleich ich ein Esel bin, so habe ich doch die Ehre, wie das Maultier Ew. Hochwürden Schellen zu tragen, doch kann ich es nicht begreifen, warum die Wohltätigkeit der Mutter Kirche und ihrer Diener nicht wie andere Wohltätigkeiten bei sich selbst anfangen sollte.«

»Halt's Maul, frecher Bursche«, sagte der bewaffnete Reiter, das Geschwätz mit mächtiger Stimme unterbrechend, »und sag uns, wenn du kannst, den Weg zu – wie nennt Ihr Euren Franklin, Prior Aymer?«

»Cedric«, antwortete der Prior, »Cedric, der Sachse; sage mir, guter Freund, sind wir noch weit von seiner Wohnung, und wo geht der Weg dahin?«

»Der Weg ist schwer zu finden«, sagte Gurth, der jetzt den Mund aufat, »und Cedrics Familie geht früh zu Bett.«

»Sag mir das nicht, Kerl«, rief der Krieger, »sie können leicht wieder aufstehen und solche Reisenden wie wir unterstützen, die nicht um Gastfreundschaft betteln wollen, wo sie befehlen können.«

»Ich weiß nicht«, sagte Gurth finster, »ob ich denjenigen den Weg nach meines Herrn Haus zeigen darf, die das Obdach, welches die meisten als eine Gunst erflehen, als ihr Recht ansehen wollen.«

»Streite nicht mit mir, Sklave«, rief der Krieger, und sein Pferd spornend ließ er es eine halbe Wendung über den Pfad herüber machen und erhob zugleich die Reitgerte in seiner Hand mit dem Vorsatz, die Grobheit des Bauern zu bestrafen.

Gurth warf ihm einen wilden, rachsüchtigen Blick zu und legte mit stolzer, doch zögernder Bewegung die Hand an den Griff seines Messers. Doch die Dazwischenkunft des Priors Aymer, der sein Maultier zwischen seinen Gefährten und den Schweinehirten trieb, verhinderte jede Gewalttätigkeit.

»Bei der heiligen Maria, Bruder Brian, Ihr müsst nicht denken, dass wir jetzt in Palästina sind und über Heiden, Türken und ungläubige Sarazenen herrschen. Wir Inselbewohner lieben keine Schläge, außer jene der heiligen Kirche, die züchtigt, wen sie liebt. – Zeige mir, guter Freund«, sagte er zu Wamba und begleitete sein Wort mit einer kleinen Silbermünze, »wo hinaus geht der Weg zu Cedric, dem Sachsen? Du weißt es gewiss, und es ist deine Schuldigkeit, die Wanderer zurechtzuweisen, selbst wenn sie nicht von so heiligem Stand sind als wir.«

»Wahrhaftig, ehrwürdiger Vater«, antwortete der Narr, »der Sarazemensinn Eures Gefährten hat mich so erschreckt, dass ich selbst den Weg nach Hause vergessen habe.«

»Schweig«, sagte der Abt, »du kannst uns den Weg zeigen, wenn du willst. Dieser hochwürdige Bruder hat sein ganzes Leben gegen die Sarazenen um das Heilige Grab gefochten, er ist vom Orden der Tempelherrn, von dem du sicher hast sprechen hören; er ist halb Mönch, halb Soldat.«

»Wenn er halb Mönch ist«, sagte der Narr, »so hätte er nicht so unvernünftig mit Leuten umgehen sollen, die er auf der Landstraße trifft, wenn sie sich auch gerade nicht beeilen, Dinge zu beantworten, die sie nichts angehen.«

»Ich verzeihe dir deinen Witz«, erwiderte der Abt, »unter der Bedingung, dass du mir den Weg zu Cedrics Wohnung zeigst.«

»Gut denn«, antwortete Wamba, »Ew. Hochwürden müssen sich auf diesem Pfad halten, bis Sie ein versunkenes Kreuz finden, das kaum einen Fuß hoch über dem Boden herausragt. Dann schlagen Sie den Pfad zur Linken ein, denn es treffen vier Pfade am versunkenen Kreuz zusammen, und ich bin gewiss, Ew. Hochwürden werden unter Dach gelangen, ehe der Sturm hereinbricht.«

Der Abt dankte seinem Ratgeber, und die Schar ritt, ihre Pferde spornend, weiter, wie Menschen, die vor einem nächtlichen Sturm in die Herberge zu gelangen wünschen. Als ihr Hufschlag verhallt war, sagte Gurth zu seinem Gefährten: »Wenn sie deiner klugen Zurechtweisung folgen, so werden die hochwürdigen Väter Rotherwood schwerlich vor Nacht erreichen.«

»Nein«, sagte der Narr lachend, »aber wenn sie Glück haben, so mögen sie Sheffield erreichen, und das passt ganz für sie. Ich bin kein so schlechter Waidmann, dass ich dem Hund zeige, wo das Wild liegt, wenn ich nicht will, dass er es jagen soll.«

»Du hast recht«, sagte Gurth, »es wäre übel, wenn Aymer die Lady Rowena sieht, und schlimmer, wenn Cedric mit

diesem militärischen Mönch in Streit kommt, welches gar leicht sein könnte. Doch lass uns wie gute Diener hören, sehen und nichts sagen.«

Wir kehren nun zu den Reitern zurück, die bald die Leib-eigenen weit hinter sich gelassen hatten und jetzt folgende Unterredung in der normännisch-französischen Sprache führten, die die höheren Klassen redeten, mit Ausnahme derjenigen, die sich ihrer sächsischen Abkunft noch immer gern rühmten. »Was wollt diese Burschen mit ihrer eigensinnigen Unverschämtheit sagen?«, fragte der Templer den Benediktiner. »Und warum verhindest du mich, sie zu züchtigen?«

»Bruder Brian«, erwiderte der Prior, »wie konnte ich denn mit dem einen anders als seiner Narrheit angemessen reden; und der andere Flegel gehört zu der wilden, stolzen, unbeugsamen Art, die unter den Abkömmlingen der Besiegten noch häufig gefunden wird, deren höchstes Glück darin besteht, wenn sie nach allen Kräften den Abscheu vor ihren Besiegern zeigen können.«

»Ich würde sie bald umgewandelt haben«, bemerkte Brian. »Ich weiß mit solchen Köpfen umzugehen. Unsere türkischen Gefangenen waren so stolz und unbeugsam, wie Odin selbst gewesen sein kann; doch zwei Monate unter meinem Gewahrsam, in der Behandlung meines Sklavenmeisters haben sie zahm, demütig, unterwürfig, gefällig und gehorsam gemacht. – Doch muss man ihnen nicht Gift und Dolch lassen, denn sie gebrauchen es gleich, sowie sie die kleinste Gelegenheit dazu finden.«

»Nun ja«, sagte Prior Aymer, »jedes Land hat eben seine eigenen Sitten und Gewohnheiten, und außerdem würden sie uns, wenn wir sie schlügen, nicht in das Haus des Cedric gewiesen haben, und Ihr hättet mit ihm gewiss Streit bekommen, wenn wir hinkamen. erinnert Euch, dass ich sagte, dieser reiche Franklin sei stolz, wild, argwöhnisch und reizbar, der dem Adel und selbst seinen Nachbarn Reginald Front-de-Boeuf und Philip Malvoisin, die wahrlich keine Knaben sind,

Widerstand leistet. Er behauptet die Privilegien seines Stammes so kühn und ist so stolz auf seine gerade Abkunft von Hereward (ein berühmter Kämpfer der Heptarchie), dass er allgemein nur Cedric der Sachse heißt, und freut sich zu diesem Volk zu gehören, während andere gern ihre Abkunft davon verleugnen aus Furcht, einen Teil des *vae victis* oder der Bürden der Überwundenen tragen zu müssen.«

»Prior Aymer«, sagte der Templer, »Ihr seid ein galanter Mann, wohl erfahren im Studium der Schönheit und als Troubadour in allem, worüber ein Liebeshof entscheiden kann; aber diese berühmte Rowena muss ich mir sehr schön vorstellen, wenn sie die Selbstverleugnung und Geduld aufwiegen soll, die ich anwenden muss, um einen solchen aufrehrerischen Flegel zu hofieren, als den Ihr ihren Vater Cedric beschreibt.«

»Cedric ist nicht ihr Vater«, erwiderte der Prior, »er ist bloß ihr entfernter Verwandter; sie stammt aus edlerem Blut als selbst das, worauf er Ansprüche macht; er hat sich zu ihrem Aufseher, wie ich glaube, selbst bestellt, aber sie ist ihm so teuer wie sein eigenes Kind. Über ihre Schönheit sollt ihr bald selbst entscheiden, und wenn ihre zarte weiße Haut und der majestätisch sanfte Ausdruck ihrer blauen Augen nicht aus Eurem Gedächtnis alle schwarzhaarigen Mädchen von Palästina und alle Houris aus des alten Mahomet Paradies vertreiben, so bin ich ein Ungläubiger und kein echter Priester.«

»Wenn Eure gerühmte Schönheit«, sagte der Templer, »auf der Waage gewogen und zu leicht erfunden wird, so kennt Ihr unsere Wette.«

»Meine goldene Halskette«, antwortete der Prior, »gegen zehn Flaschen Chioswein – sie sind so gewiss mein, als lägen sie schon im Klostergewölbe unter dem Schlüssel des alten Kellermeisters Dennis.«

»Und ich selbst bin Richter«, sagte der Templer, »und soll durch meine eigenen Augen überzeugt werden, dass ich seit Pfingsten vor einem Jahr kein schöneres Mädchen sah. Seid

nicht zu sicher, Prior, Euer Halsband ist in Gefahr, ich werde es um meinen Ringkragen in den Schranken zu Ashby-de-la-Zouche tragen.«

»Gewinnt es und tragt es immerhin«, sagte der Prior, »ich glaube Eurem Ausspruch, Ihr seid Ritter und Diener der Kirche; aber, Bruder, nehmt meinen Rat an und gewöhnt Eure Zunge mehr an Höflichkeit, sie übte sich bisher nur im Herrschen über gefangene Ungläubige und morgenländische Leibeigene. Wenn Cedric der Sachse sich beleidigt fühlt, und das ist leicht der Fall, so ist er der Mann, uns ohne Rücksicht auf Eure Ritterschaft und auf mein hohes Amt oder auf die Heiligkeit von beiden aus dem Haus zu werfen und bei den Lerchen zur Herberge zu schicken, und wäre es auch Mitternacht. Seht Euch vor, wenn Ihr nach Lady Rowena blickt, die er mit argwöhnischer Sorge bewacht; wenn er den mindesten Verdacht schöpft, so sind wir verloren. Man sagt, er verbannte seinen eigenen Sohn aus seiner Familie, weil er seine Augen mit Liebesglut zu ihrer Schönheit erhob, die, wie es scheint, aus der Ferne verehrt werden soll, der man nur wie dem Altar der Muttergottes nahen darf.«

»Gut, du hast genug gesagt«, antwortete der Templer, »ich will einen Abend lang mir Gewalt antun und sanft wie ein Mädchen sein; aber vor der Furcht, er möchte uns mit Gewalt hinauswerfen, will ich Euch mit meinen Knappen und mit Hamet und Abdalla schützen. Glaubt Ihr nicht, dass wir stark genug sind, uns gut Quartier zu erringen?«

»Wir dürfen es nicht so weit kommen lassen«, sagte der Prior, »hier ist des Narren versunkenes Kreuz, und die Nacht ist so dunkel, dass man nicht sehen kann, welchen Weg wir nehmen müssen; ich glaube, er sagte uns, wir sollen links reiten.«

»Nein, nach rechts«, sagte Brian, »soviel ich weiß.«

»Gewiss zur Linken; ich erinnere mich, er zeigte mit seinem hölzernen Schwert dahin.«

»Ja! Aber er hielt das Schwert in seiner linken Hand und zeigte über seinen Körper hinüber«, sagte der Templer.

Ein jeder verteidigte hartnäckig seine Meinung, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist. Das Gefolge wurde herbeigerufen, doch die Diener waren nicht nah genug gewesen, um Wambas Weisung zu vernehmen. Endlich bemerkte Brian etwas, was er früher in der Dämmerung übersehen hatte. »Hugo!«, rief er aus. »Am Fuß des Kreuzes liegt ein Schlafender oder ein Toter; stoß ihn mit deiner Lanze an.« Sobald dies geschah, stand die Gestalt auf und rief auf gut Französisch aus: »Wer du auch sein magst, es ist unhöflich, mich in meinen Gedanken zu stören.«

»Wir wünschen den Weg nach Rotherwood, der Wohnung Cedrics des Sachsen, von dir zu erfahren.«

»Ich will selbst dahin«, entgegnete der Fremde, »und wenn ich ein Pferd hätte, so könnte ich euer Führer sein; der Weg ist schwer zu finden, aber ich weiß ihn genau.«

»Du sollst Dank und Lohn haben, mein Freund, wenn du uns sicher zu Cedric bringst«, sagte der Prior.

Er rief seinen Diener und bestieg sein Ross, um das Maultier dem Fremden zu geben, der als Wegweiser dienen sollte.

Ihr Führer schlug einen anderen Weg ein als den, welchen Wamba bezeichnet hatte, um sie irrezuführen. Der Pfad führte sie tiefer in die Waldung hinein und über manchen Waldbach, dessen Übergang durch den ihn umgebenden Sumpf gefährlich wurde; aber der Fremde wusste immer die sichersten Stellen aufzufinden und brachte die Reiter durch Behutsamkeit und Aufmerksamkeit bald in einen Baumgang, und auf ein großes, niedriges, unregelmäßiges Gebäude zeigend, rief er aus: »Dort liegt Rotherwood, die Behausung Cedrics des Sachsen.«

Dies war eine frohe Nachricht für Prior Aymer, dessen Nerven nicht die stärksten waren und der so viel Angst und Unruhe während des Wegs durch die gefährlichen Sümpfe empfunden hatte, dass seine Neugier nicht eine einzige Frage an seinen Führer wagte. Nun fühlte er sich wieder wohl und dem Obdach nahe, darum fragte er jetzt den Wegweiser, wer und woher er sei.

»Ein Pilger, der eben aus dem Heiligen Land zurückgekehrt ist«, war die Antwort.

»Ihr hättet dort bleiben und um das Heilige Grab kämpfen sollen«, sagte der Templer.

»Gewiss, hochwürdiger Ritter«, antwortete der Pilger, dem der Anblick eines Tempelherrn gewohnt schien, »doch wenn solche, die durch ihren Eid gebunden sind, die heilige Stadt zu erobern, weit vom Schauplatz ihrer Pflichten herumreisen, wie könnt Ihr Euch wundern, dass ein friedlicher Landmann wie ich ein Unternehmen aufgab, das diese längst schon verlassen haben?«

Der Templer wollte eine zornige Antwort geben, allein der Prior unterbrach ihn, indem er dem Führer sein Erstaunen darüber bezeugte, dass dieser nach so langer Abwesenheit so gut im Wald Bescheid wisse.

»Ich bin in dieser Gegend geboren«, antwortete der Wegweiser. Sie standen vor Cedrics Haus. – Es war ein niedriges, unregelmäßiges Gebäude, das mehrere Umzäunungen und Abteilungen einschloss und einen großen Raum bedeckte. Obwohl seine Form den Reichtum des Besitzers zu erkennen gab, so war es doch sehr von jenen hohen, betürmten, schlossartigen Gebäuden verschieden, in welchen der normannische Adel wohnte und deren Stil durch ganz England der herrschende geworden ist.

Rotherwood war indessen nicht ohne Befestigung. In jener unruhigen Zeit konnte kein Gebäude ohne Gefahr, in der Nacht verbrannt oder geplündert zu werden, dieser entbehren. Ein tiefer Graben zog sich um das ganze Haus und war mit Wasser aus dem nächsten Strom gefüllt; doppelte Palisaden aus spitzigen Pfählen, dem angrenzenden Wald entnommen, verteidigten die Aus- und Innenseite dieses Grabens. Ein Eingang von Westen her führte durch die äußere Palisadenwand über eine Zugbrücke zu einem Tor auf der Innenseite. Die Eingänge waren noch besonders durch vorspringende Wälle geschützt, von wo aus sie durch Bogen schützen oder Schleuderer bestrichen werden konnten.

Vor diesem Tor stieß der Templer laut in sein Horn, denn der Regen, der lange gedroht hatte, fiel jetzt in Strömen nieder.

3. Kapitel

Einst (trüber Trost), von bleicher Küste her,
Wo deutsche Meere rauschen – da kam
Goldhaarig, blauäugig der Sachsenheld.

James Thomson, »Liberty«

In einer Halle, deren Höhe mit ihrer außerordentlichen Länge und Breite in gar keinem Verhältnis stand, erblickte man einen langen eichenen, aus rohbehauenen Planken gearbeiteten und etwas geglätteten Tisch. Dieser war zur Tafel des Abendessens Cedrics des Sachsen bestimmt. Das Dach bestand aus einer Lage von Bohlen und Stroh. An jedem Ende der Halle war eine große Feuerstätte, da aber die Kamine schlecht eingerichtet waren, so drang fast so viel Rauch in die Halle als aus ihr ins Freie. Der ewige Rauch hatte die Balken des Daches mit einem Firnis von Ruß überzogen. An den Wänden hingen Jagd- und Kriegsgeräte, und an jeder Ecke öffneten sich Flügeltüren, die nach anderen Teilen dieses riesigen Gebäudes führten.

Der andere Teil des Hauses war gleichfalls der schlichten Einfachheit der Sachsenzeit angemessen, die Cedric aufrechterhalten wollte. Der Hausflur bestand aus Erde mit Lehm vermischt und zu einer so festen Masse gestampft wie die, woraus unsere heutigen Scheunentennen gefertigt werden. Ungefähr ein Viertel des Zimmers war um eine Stufe erhöht, und diesen Raum nannte man den »Baldachin«, er war für die Glieder der Familie und vornehme Gäste be-

stimmt. Hier stand quer ein mit Scharlachtuch gedeckter Tisch; von dessen Mitte ging die längere und niedrigere Tafel aus, an welcher die Dienerschaft und die niederen Personen in der Tiefe der Halle speisten. Das Ganze hatte die Gestalt eines T und glich einigen anderen alten Speisetafeln, die, zu denselben Zwecken gebildet, sich noch in den hohen Schulen von Oxford und Cambridge befinden. Massive Stühle von Eichenholz standen auf der Erhöhung, und über diese Sitze und den höher stehenden Tisch war ein Thronhimmel von Leinwand gebreitet, der die hier sitzenden Vornehmen etwas vor Wind und Regen schützte, die oft ihren Weg durch das schlecht verwahrte Dach fanden.

Die Wände dieses oberen Teils der Halle waren, so weit der Thronhimmel ging, mit Tapeten und Vorhängen bekleidet, und auf dem Boden lag ein Teppich; beide waren mit Versuchen der Web- und Stickkunst geziert, die in glänzenden oder vielmehr schreienden Farben ausgeführt waren. In der unteren Halle waren die mit Gips bedeckten Wände nackt und der raue Fußboden ohne Teppich. Der Tisch war ohne Decke, und schwere Bänke vertraten die Stelle der Stühle.

In der Mitte der oberen Tafel standen zwei Sessel, erhöhter als die übrigen, für den Herrn und die Frau des Hauses, die den Vorsitz bei diesen Gastmählern führten, daher kam ihr sächsischer Ehrentitel: Brotverteiler. Zu jedem dieser Sessel gehörte eine Fußbank, die geschnitzt und mit Elfenbein ausgelegt war, um eine besondere Auszeichnung anzuzeigen. Auf dem einen dieser Sessel saß jetzt Cedric der Sachse, der, obwohl er nur ein Thane oder, wie ihn die Normannen nannten, ein Franklin war, doch wegen der Verzögerung seines Abendessens eine Ungeduld äußerte, die einem Alderman sowohl der alten als der neuen Zeit Ehre gemacht haben würde.

Aus den Gesichtszügen dieses Grundherrn konnte man abnehmen, dass er ein zwar biedereres, doch heftiges und zorniges Gemüt hatte. Er war nicht über die Mittelgröße hi-

naus, doch breitschultrig, langarmig und stark gebaut und an die Strapazen des Kriegs oder der Jagd gewöhnt. Sein Gesicht war breit mit großen blauen Augen, offenen und geraden Zügen, schönen Zähnen und wohlgeformtem Kopf und hatte den Ausdruck guter Laune, die oft mit einem raschen, jähzornigen Gemüt vereint ist. Stolz und Eifersucht lagen in seinen Augen, denn er hatte sein Leben hingebracht, Rechte zu behaupten, die beständig angegriffen wurden, und sein rascher, feuriger und entschlossener Mut wurde durch seine Lage immer wach erhalten. Sein langes gelbes Haar war über Scheitel und Stirn gleich verteilt und von jeder Seite über seine Schultern herabgekämmt; es zeigte wenig Spuren des Ergrauens, obgleich Cedric bald 60 Jahre alt war.

Sein Anzug bestand aus einem Leibrock von grasgrüner Farbe, an Hals und Aufschlägen mit gesprenkeltem Pelzwerk besetzt, eine Art, die dem Hermelin ähnlich und, wie man glaubt, von der Haut des grauen Eichhörnchens stammt. Dieser Rock hing lose über einem engeren Scharlachrock, der fest den Leib umschloss. Er trug Beinkleider von derselben Farbe, welche aber nur bis an das untere Ende des Schenkels reichten und das Knie unbedeckt ließen. Seine Füße waren mit Sandalen wie die der Landleute bekleidet, nur von feineren Stoffen und vorn mit goldenen Heften befestigt; er hatte goldene Armbänder und ein Halsband von demselben köstlichen Metall an. Um den Leib trug er einen mit Knöpfen reichlich besetzten Gürtel, in welchem ein kurzes, gerades, zweischneidiges Schwert fast senkrecht steckte. Ein scharlachroter Tuchmantel, mit Pelz besetzt, hing hinter seinem Sessel, und eine reich gestickte Mütze von denselben Stoffen vollendete den Anzug des reichen Grundherrn, wenn er ausging. Ein kurzer Wurfspieß mit breiter, scharf geschliffener Stahlspitze lehnte an der Rücklehne des Stuhls und diente ihm zum Stab und zur Waffe, je nachdem er davon Gebrauch machen wollte. Verschiedene Diener, deren Kleidung manche Abstufungen von der reichen Kleidung ihres Herrn bis zu der groben und einfachen Tracht

Gurths, des Schweinehirten, darbot, beobachteten die Blicke und Befehle des sächsischen Herrn. Zwei oder drei Diener höheren Ranges standen auf der Erhöhung hinter ihm, die anderen in dem niederen Teil der Halle. – Noch waren da zwei oder drei große Windspiele, wie man sie braucht, um den Wolf und den Hirsch zu jagen, ebenso viele Hunde von breiter, knochiger Art, dicken Hälsen, breiten Köpfen und langen Ohren, dann noch zwei kleinere Dachshunde. Alle erwarteten mit Ungeduld die Ankunft des Abendessens; doch mit dem ihnen eigenen klugen Instinkt hüteten sie sich, das mürrische Schweigen ihres Herrn zu unterbrechen, wahrscheinlich weil sie einen kleinen weißen Stock fürchteten, der neben Cedrics Vorschneidemesser lag, um diese vierfüßigen Leibeignen in Ordnung zu halten. Ein alter grauer Wolfshund allein hatte sich als Günstling bei Cedrics Stuhl hingestreckt und suchte gelegentlich seines Herrn Aufmerksamkeit zu erregen, indem er bald seinen grauen, haarigen Kopf auf dessen Knie, bald seine Zunge in dessen Hand legte. Allein selbst er wurde mit dem strengen Befehl: »Nieder, Bolder, nieder, ich habe keine Lust zu Possen« zur Ruhe verwiesen.

Cedric war, wie wir schon bemerkten, in keiner guten Gemütsstimmung. Lady Rowena, die bei einer Abendmesse in einer entfernten Kirche gewesen war, kam eben von da zurück und wechselte ihre vom Sturm durchnässten Kleider. Von Gurth und seiner Herde war noch keine Kunde da, und doch hätten sie längst aus dem Wald zurück sein müssen. Damals war alles Eigentum so gefährdet, dass man glauben konnte, ihr Ausbleiben rühre von einer Plünderung durch Räuberbanden, mit denen der Wald erfüllt war, her oder von der Gewalttätigkeit eines benachbarten Barons, der im Gefühl seiner Stärke kein Eigentum achtete. Der Verlust wäre bedeutend gewesen, denn ein großer Teil des häuslichen Reichtums der Sachsen bestand in zahlreichen Schweineherden, besonders in den Waldgegenden, wo diese Tiere leicht ihre Nahrung fanden.

Außer diesen Ursachen zur Sorge sehnte sich der sächsische Thane auch nach seinem Liebling Wamba, dessen Späße seiner Abendmahlzeit und den sie begleitenden herzhaften Becherzügen zur Würze dienten. Dazu kam, dass Cedric seit Mittag nichts gegessen hatte, seine gewöhnliche Speisestunde war längst vorüber, was wohl alle Landedelleute alter und neuer Zeit ärgerlich machen könnte. Er drückte seine Unzufriedenheit in einzelnen hervorgestoßenen Worten aus, bald zu den Dienern, die um ihn waren, bald zu sich selbst redend, besonders zu seinem Mundschenk, der ihm als Besänftigungsmittel von Zeit zu Zeit einen silbernen Becher mit Wein reichte. »Was zögert Lady Rowena?«, fragte er.

»Sie wechselt ihren Kopfputz«, sagte eine weibliche Stimme. »Sie kann doch nicht etwa in Mütze und Mieder zur Tafel kommen; keine Lady in der ganzen Grafschaft kleidet sich so schnell an als meine Gebieterin.«

Diese Bemerkung verursachte ein bejahendes Hm! vonseiten des Sachsen, mit dem Zusatz: »Ich wünsche, sie möge ein andermal besseres Wetter zu ihrer Andacht in St. Johns Kirche wählen. Aber in tausend Teufels Namen«, fuhr er fort, sich zum Mundschenk mit erhöhter Stimme wendend, als freue er sich, nun einen Ableiter für seinen Unwillen gefunden zu haben, den er weder zu scheuen noch dessen Erwiderung zu achten brauchte, »in tausend Teufels Namen, warum bleibt Gurth so lange im Feld? Ich befürchte, wir bekommen üble Kundschaft von der Herde; er ist ein treuer und vorsichtiger Knecht, ich hatte ihn zu etwas Besserem bestimmt. Ich hätte ihn zu einem meiner Aufseher* ernannt.«

Oswald, der Mundschenk, erwiderte bescheiden, dass seit dem Zeichen zum Lichtauslöschen kaum eine Stunde verflossen sei. Dies war eine üble Entschuldigung, denn sie berührte ein für sächsische Ohren höchst unangenehmes Thema.

* Im Englischen steht *Cnicht*, wodurch die Sachsen eine Klasse militärischer Diener bezeichnen, die zuweilen Freie, zuweilen Leibeigene sind, aber immer höher als die Diener des Hauses stehen. *Cnicht* darf indessen nicht mit dem englischen *Knicht*, welches Ritter bedeutet, verwechselt werden.

»Der Teufel hole das Löschglöckchen!«, rief Cedric aus. »Mit dem tyrannischen Bastard, der es einführte, und samt dem Sklaven, der es mit sächsischer Zunge einem sächsischen Ohr nennt. Ah, das Löschglöckchen!«, fuhr er nach einer Pause fort, »das ehrlichen Leuten ihr Licht auslöschen heißt, damit Räuber und Diebe im Finstern ihr Wesen treiben können ... Das Löschglöckchen! Ja, Reginald Front-de-Boeuf und Philip de Malvoisin verstehen das Löschglöckchen eben so zu brauchen wie Wilhelm der Bastard oder irgendein normannischer Abenteurer, der zu Hastings focht. Ich werde zu hören bekommen, es ahnt mir, mein Eigentum sei fortgetrieben, um die hungernden Banditen zu ernähren, die ohne Raub und Diebstahl nicht leben können. Mein treuer Sklave ist ermordet und meine Herde als Beute erklärt – und Wamba – wo ist Wamba? Sagte nicht jemand, er sei mit Gurth fortgegangen?«

Oswald bejahte diese Frage.

»Immer besser; so haben sie ihn auch entführt, den sächsischen Narren, um den normännischen Herren zu dienen. Wir sind ja alle Narren, dass wir ihnen dienen und Gegenstände ihrer Verachtung und ihres Spottes sind, als wären wir mit der Hälfte unseres Verstandes geboren. Aber ich will mich rächen«, fügte er hinzu, indem er von seinem Stuhl zornig aufsprang und seinen Speer ergriff, »ich will mich rächen. Ich will meine Klage vor den hohen Rat bringen; ich habe Freunde und Anhänger. Mann gegen Mann will ich den Normann in die Schranken rufen; er mag kommen in Stahl und Schuppenpanzer und allem, was der Feigheit Mut gibt; einen Spieß wie diesen habe ich nicht schneller durch feste Rinde geworfen als durch drei ihrer Kriegsschilde. – Vielleicht halten sie mich für alt, aber sie sollen finden, dass das Blut von Hereward in Cedrics Adern fließt. Ach, Wilfred! Wilfred!«, rief er mit sanfterem Ton. »Hättest du deine unweise Leidenschaft bezähmen können, so würde dein Vater nicht in seinem Alter gleich der einsamen Eiche dastehen, die ihre unbeschützten Äste dem vollen Sturm entgegenbreitet.«

Diese Betrachtung schien seine aufgeregten Gefühle in Traurigkeit zu versenken. Er setzte seinen Wurfspieß nieder, nahm seinen Sitz wieder ein, senkte seine Blicke zur Erde und schien ganz in melancholische Betrachtungen verloren.

Aus dieser Ruhe wurde Cedric durch den Klang eines Horns erweckt, welches durch das Anschlagen sämtlicher Hunde in der Halle und noch zwanzig oder dreißig anderer im übrigen Gebäude erwidert wurde. Es kostete dem weißen Stab einige Mühe und ebenso den Dienern, ehe das Hundegebell gestillt werden konnte.

»Zum Tor, Burschen!«, sagte der Sachse rasch, sobald der Lärm so weit gestillt war, dass man seine Stimme vernehmen konnte. »Seht, welche Kunde uns dies Horn bringt? Ich denke, Gewalttat und Raub auf meinem Gebiet.«

Ein Aufseher kam in wenigen Minuten zurück und meldete, dass der Prior Aymer von Jorvaulx und der edle Ritter Brian de Bois-Guilbert, Komtur des tapferen und ehrwürdigen Ordens der Tempelherren, mit einem kleinen Gefolge für diese Nacht um Herberge und Gastfreundschaft bitten; sie wären auf dem Weg zu einem Turnier begriffen, das übermorgen nicht weit von Ashby-de-la-Zouche gehalten werden sollte.

»Aymer, der Prior Aymer? Brian von Bois-Guilbert«, murmelte Cedric, »beide Normannen. Doch Normann oder Sachse, die Gastfreundschaft von Rotherwood darf nicht verletzt werden. Sie sind willkommen, weil sie es vorzogen, hier anzuhalten, willkommener wäre es, sie zögen vorüber. Doch es wäre unwürdig, über eine Nachtherberge und ein Abendessen zu murren. Selbst ein Normann muss als Gast seine Unverschämtheit beherrschen. Geh, Hundebert!«, sagte er zu einer Art Haushofmeister, der hinter ihm mit einem weißen Stab stand. »Geh, nimm sechs von den Dienern und führe die Fremden in die Gastwohnung. Sieh nach ihren Pferden und Maultieren und Sorge, dass ihrem Gefolge nichts fehlen mag. Gib ihnen frische Klei-

der, wenn sie es begehren, und Feuer und Waschwasser, Wein und Bier. Sage den Köchen, dass sie unserem Abendessen hinzufügen, was sie eilig bereiten können, und lass die Speisen auftragen, wenn die Fremden zur Mahlzeit bereit sind. Sage ihnen, Hundebert, dass Cedric selbst sie willkommen würde, er hat aber ein Gelübde getan, nie mehr als drei Schritte von seinem Thronhimmel wegzugehen, wenn nicht jemand kommt, der aus sächsischem Königsblut stammt. Geh! Sorge gut für sie, damit sie nicht in ihrem Stolz sagen: Der sächsische Bauer zeigte uns zugleich seine Armut und seinen Geiz.«

Der Haushofmeister ging mit einigen Dienern, um das Gebot seines Herrn auszuführen.

»Der Prior Aymer?«, wiederholte Cedric, auf Oswald blickend. »Der Bruder, wenn ich nicht irre, von Giles de Mauleverer, jetzt Lord von Middleham.«

Oswald machte ein respektvolles Bejahungszeichen. »Sein Bruder sitzt in dem Gut und usurpiert die Rechte eines besseren Geschlechts, das der Ulfgar von Middleham; doch welcher Normann tut nicht dasselbe? Man sagt, dieser Prior sei ein fröhlicher, freisinniger Priester, der den Becher und das Jagdhorn mehr als Betglocke und Messbuch liebt. Gut, er mag kommen, ich werde ihn gern sehen. Doch wie nanntet Ihr den Templer?«

»Brian de Bois-Guilbert.«

»Bois-Guilbert?«, sagte Cedric immer vor sich hin wie jemand, der viel mit Untergebenen lebt und darum mehr mit sich selbst als mit anderen spricht. »Bois-Guilbert? Der Name ist im Guten und Bösen weit und breit bekannt. Man sagt, an Tapferkeit stehe er keinem seines Ordens nach, aber er habe auch die gewöhnlichen Fehler desselben, Stolz, Hochmut, Grausamkeit und Wollust; er kenne weder Furcht vor der Welt noch Achtung vor dem Himmel, so sagen die wenigen Krieger, die von Palästina zurückkamen. Doch es ist für eine Nacht, er mag auch willkommen sein. – Oswald, zapfe vom ältesten Wein, setze den besten Met, den schäu-

mendsten Cider, den reichsten Morat, den wohlriechendsten Pigment* auf, fülle die größten Trinkhörner. Templer und Äbte lieben gute Weine und gutes Maß. Elgitha! Sage deiner Lady, dass wir sie diesen Abend nicht in der Halle erwarten, wenn sie nicht etwa selbst erscheint.«

»Sie wird gewiss erscheinen«, erwiderte Elgitha schnell, »denn sie hört gar zu gerne etwas Neues aus Palästina.«

Cedric warf dem vorlauten Mädchen einen grimmigen Blick zu, aber Rowena und alles, was ihr zugehörte, war vor seinem Zorn sicher. Er erwiderte nur: »Schweig, Mädchen! Deine Zunge überbietet meine Geduld. Sage meinen Auftrag deiner Lady und lass sie tun, was sie will. Hier herrscht Alfreds Sprössling als Fürstin.«

Elgitha verließ das Gemach.

»Palästina!«, wiederholte der Sachse. »Palästina! Wie lauscht das Ohr den Erzählungen, welche die Kreuzfahrer oder Pilgrime aus diesem unglückseligen Land mitbringen. – Auch ich möchte fragen, möchte forschen, möchte mit klopfendem Herzen Märchen anhören, womit verschmutzte Wanderer uns unsere Gastfreundschaft abschwatzen. – Doch nein – der Sohn, der mir ungehorsam war, ist mein Sohn nicht mehr, ich will mich nicht mehr um sein Schicksal kümmern als um das des Schlechtesten unter den Millionen, die das Kreuz auf ihrer Schulter trugen, sich in Ausschweifungen und Blutschuld stürzten und das ›Gottes Willen tun‹ nannten.«

Er zog die Augenbrauen zusammen und heftete einen Augenblick lang seine Augen auf den Boden; als er sie wieder aufschlug, waren die Flügeltüren in der Tiefe der Halle geöffnet und der Haushofmeister schritt mit seinem weißen Stab, von vier fackeltragenden Dienern begleitet, herein; ihm folgten die Gäste dieses Abends.

* Diese Getränke wurden bei den Sachsen getrunken. Morat war aus Honig und Maulbeersaft bereitet, Pigment war ein süßer, starker Likör, aus gewürztem und auch mit Honig versüßtem Wein gebraut. Die anderen Getränke bedürfen keiner Erklärung.

4. Kapitel

Es fließt der Schafe, Ziegen, Schweine Blut,
Der stolze Stier tot auf dem Marmor ruht,
Die Bissen, feuegar, verteilt man rund umher,
Der Becher schäumt, vom ros'gen Weine schwer,

Alleine sitzend, teilt auch Ulyss das Mahl;
Den Tisch dreifüßig, niederen Sitz im Saal
Zeigt ihm der Fürst -----

Homer, »Odyssee«

Prior Aymer hatte die ihm sich darbietende Gelegenheit benutzt und sein Reitkleid gegen ein anderes von feinerem Stoff vertauscht, über welches er einen Chorrock mit köstlicher Stickerei trug. Außer dem großen Siegelring, der seine geistliche Würde bezeichnete, trugen seine Finger, den Ordensgesetzen zuwider, viele kostbare Ringe; seine Sandalen waren von dem feinsten Leder, das aus Spanien eingeführt worden; sein Bart war so kurz zugeschnitten, wie es die Regel nur immer erlaubte, und seine Tonsur bedeckte eine reich gestickte scharlachrote Mütze.

Der Anzug des Tempelritters war auch verändert, und obgleich er weniger sorgsam geschmückt war als sein Gefährte, so hatte doch seine Erscheinung weit mehr Auffallendes. Er hatte sein Panzerhemd mit einem Unterkleid von dunkel purpurroter Seide, das mit Pelz verbrämt war, vertauscht, über welches ein langes, fleckenlos weißes Oberkleid in weiten Falten floss. Das achteckige Kreuz seines Ordens war in schwarzem Samt ausgeschnitten auf seines Mantels Schulter genäht. Die hohe scharlachrote Mütze beschattete seine Stirn nicht mehr, sondern er ging barhaupt, und sein dichtes, krauses rabenschwarzes Haar stand gut zu seiner ungewöhnlich dunklen Gesichtsfarbe. Nichts konnte majestätischer sein als sein Gang und Anstand, hätte nur nicht ein

vorherrschender Ausdruck von Hochmut, der durch unbeschränktes Ansehen erworben wird, sein Gesicht entstellt.

Diesen beiden hohen Personen folgten ihre Diener und in bescheidener Entfernung ihr Wegweiser, dessen Gestalt weiter nichts Ausgezeichnetes hatte, als dass seine Tracht von der gewöhnlichen eines Pilgers abweichend war. Ein Oberkleid oder Mantel von grobem schwarzem Tuch umhüllte seinen ganzen Körper; es glich an Schnitt dem Mantel eines heutigen Husaren, hatte ähnliche Zipfel zur Bedeckung der Arme und wurde ein »Slavcy« oder »Slavonier« genannt. Grobe Sandalen, mit Riemen gebunden, schützten seine nackten Füße; ein breiter Hut, am Rand mit Muschelschalen besetzt, und ein langer Stab mit Eisen beschlagen, an dessen obern Ende ein Palmzweig befestigt war, vollendeten des Pilgers Aufzug. Er ging bescheiden hinter dem anderen Gefolge her, und als er bemerkte, dass die niedere Tafel kaum Raum genug für Cedrics und seiner Gäste Diener hatte, so zog er sich auf einen Sitz zurück, der neben oder fast unter einem der breiten Kamine stand, und schien damit beschäftigt, seine Kleider zu trocknen und zu erwarten, bis ein Platz am Tisch leer wurde oder bis die Gastlichkeit des Haushofmeisters ihn mit Speisen versehen werde.

Cedric stand auf und empfing seine Gäste mit aller Würde der Gastfreundschaft; er stieg von seinem Thron herab, ging ihnen drei Schritt entgegen und erwartete dann ihre Annäherung.

»Ich bedaure, hochwürdiger Prior«, sagte er, »dass mein Gelübde mich bindet, auf der Flur meiner Väter jemandem entgegenzugehen, selbst nicht, um solche Gäste wie Euch und den tapferen Ritter des heiligen Tempels zu empfangen, doch mein Haushofmeister hat Euch schon den Grund davon genannt. Ich ersuche Euch ebenso, es mir zu vergeben, dass ich nur in meiner Muttersprache zu Euch rede und Euch bitte, in eben derselben mir zu antworten, wenn Ihr nämlich so viel davon versteht, wo nicht, so verstehe ich Normännisch genug, um Euern Worten zu folgen.«

»Gelübde«, sagte der Abt, »müssen gehalten werden, würdiger Franklin, oder erlaubt mir lieber zu sagen: würdiger Thane, obgleich dieser Titel veraltet ist. Gelübde sind Bande, welche uns an den Himmel knüpfen, sie binden das Opfer an die Hörner des Altars und sollen deswegen – wie ich vorher sagte – als unauflöslich betrachtet werden, bis unsere heilige Mutter Kirche das Gegenteil ausspricht. Was die Sprache betrifft, so werde ich mich gern in derjenigen unterhalten, die meine verehrte Großmutter sprach, Hilda von Middleham, die im Geruch der Heiligkeit starb und die heilige Hilda von Middleham hieß. Gott sei ihrer Seele gnädig!«

Als der Prior diese, wie er glaubte, versöhnende Rede beendet hatte, sagte sein Gefährte kurz und nachdrücklich: »Ich spreche immer Französisch, die Sprache König Richards und seiner Edlen, aber ich verstehe Englisch genug, um mit den Eingebornen mich unterhalten zu können.«

Cedric warf dem Sprecher einen schnellen, zornigen Blick zu, unterdrückte aber, eingedenk der Pflichten der Gastfreundschaft, jede fernere Äußerung seines Unwillens und winkte seinen Gästen, zwei Sitze dicht neben dem seinigem, doch etwas niedriger als dieser einzunehmen, dann gab er das Zeichen zum Auftragen des Abendessens.

Während die Diener Cedrics Befehle erfüllten, gewährte sein Blick Gurth, den Schweinehirten, der eben mit seinem Gefährten Wamba in die Halle trat. »Hierher, langsame Burschen!«, sagte der Sachse, und als sie vor dem Thronhimmel standen, rief er ihnen zu: »Woher kommt es, ihr Schlingel, dass ihr so lange draußen herumgelaufen seid? – Hast du deine Herde nach Hause gebracht, Gurth, oder ist sie eine Beute der Räuber und Plünderer geworden?«

»Die Herde ist in Sicherheit, zu Eurem Gefallen«, sagte Gurth.

»Zu meinem Gefallen? Du Spitzbube!«, rief Cedric. »Habe ich hier nicht zwei Stunden lang ganz anderes glauben müssen und auf Rache gegen meine Nachbarn gesonnen, für ein

Unrecht, das sie mir nicht angetan haben. Ich sage dir, Prügel und Gefängnis warten deiner, wenn ein Gleiches wieder geschieht!«

Gurth, der seines Herrn zorniges Gemüt kannte, wagte keine Entschuldigung, aber der Hausnarr, der durch sein Privilegium als Spaßmacher auf Cedrics Mäßigung rechnen konnte, erwiderte für beide: »In Wahrheit, Vetter Cedric, Ihr seid heut Abend keineswegs vernünftig.«

»Wie?«, rief sein Herr. »Du kommst in des Türstehers Quartier, um dort Disziplin zu lernen, wenn sich deine Narrheit so viel herausnimmt.«

»Erst lasst mich durch Eure Weisheit erfahren«, sagte Wamba, »ob es gerecht und vernünftig sei, den einen für die Fehler des anderen zu bestrafen?«

»Gewiss nicht, Narr!«, erwiderte Cedric.

»Warum aber, Vetter, willst du den armen Gurth schlagen um Fangs, seines Hundes willen? Denn ich schwöre dir, wir verloren keine Minute auf dem Weg, sobald wir unsere Herde gesammelt hatten; das aber brachte Fangs nicht vor der Vesperglocke zustande.«

»Dann hänge den Fangs auf«, sagte Cedric, sich schnell zum Schweinehirten wendend, »wenn er daran schuld ist, und schaffe dir einen anderen Hund an.«

»Mit Gunst, Vetter!«, sagte der Narr. »Das wär wieder eine schöne Gerechtigkeit, denn was kann Fangs dafür, dass er lahm ist und nicht die Herde zusammentreiben kann; es ist die Schuld derer, die ihm zwei seiner Vorderzehen weggeschnitten haben, wozu der arme Schelm schwerlich, wenn man ihn gefragt, seine Einwilligung gegeben hätte.«

»Und wer untersteht sich denn, ein Tier zu verstümmeln, das meinem Leibeignen gehört?«, fragte der Sachse, glühend vor Zorn.

»Wahrlich, das tat der alte Hubert«, sagte Wamba. »Sir Philip de Malvoisins Jagdaufseher. Er fing Fangs, als dieser durch den Wald lief, und sagte, er hätte ein Wild wider das Recht seines Herrn gejagt.«

»Der Teufel hole Malvoisin«, erwiderte der Sachse, »samt seinem Jäger; ich will ihnen zeigen, dass die Waldung nach der großen Waldordnung gar kein Forst mehr ist! Doch genug hiervon. Du, Narr, gehe an deinen Platz; und du, Gurth, nimm dir einen anderen Hund, und wenn sich der Jagdaufseher untersteht, ihn anzurühren, so will ich eine Memme sein, wenn ich ihm die Vorderfinger seiner rechten Hand nicht wegschieße, dass er keinen Bogen mehr spannen kann. – Verzeihung, meine edlen Gäste! Ich bin hier mit Nachbarn umgeben, die es Euern Ungläubigen im Heiligen Lande gleichtun, Herr Ritter. Doch Euer geringes Mahl ist aufgetragen, setzt Euch und nehmt den guten Willen als Entschuldigung für die schlechte Kost.«

Das Abendessen, welches die Tafel bedeckte, bedurfte indessen vonseiten des Wirtes keiner Entschuldigung. Schweinefleisch, auf verschiedene Art zubereitet, stand am unteren Ende der Tafel, ebenso Vögel, Hasen-, Ziegen- und Hirschbraten, verschiedene Arten von Fischen, große Brotkuchen und Eingemachtes aus Früchten und Honig. Die kleineren Gattungen wilden Geflügels, wovon Überfluss da war, wurden nicht in Schüsseln herumgetragen, sondern an kleinen Bratspießen von Holz durch die Diener den Gästen nach der Reihe dargereicht, und ein jeder schnitt davon ab, was ihm beliebte. Neben jeder vornehmen Person stand ein silberner Becher. Auf dem unteren Teil des Tisches standen große Trinkhörner.

Als die Mahlzeit beginnen sollte, erhob der Major-Domo oder Haushofmeister seinen Stab und rief laut: »Erlaubt Platz für Lady Rowena!« Eine Seitentür am oberen Ende der Halle, hinter der Tafel, öffnete sich, und Rowena, von vier weiblichen Dienerinnen gefolgt, trat in die Halle. Cedric, obgleich nicht auf die angenehmste Weise durch seiner Mündel Erscheinung bei dieser Gelegenheit überrascht, ging ihr doch schnell entgegen, um sie ehrfurchtsvoll nach dem erhöhten Sitz zu seiner Rechten, der für die Dame vom Haus bestimmt war, zu führen. Alle standen auf, um sie zu emp-

fangen, und diese Höflichkeit mit einer stummen Verbeugung erwidern, ging die Lady mit Grazie zu ihrem Platz am Tisch. Ehe sie ihn noch erreicht hatte, flüsterte der Templer dem Prior zu: »Ich werde nicht Euer goldenes Halsband am Turniertag tragen, Ihr habt den Chioswein gewonnen.«

»Sagte ich es Euch nicht vorher«, antwortete der Prior, »aber mäßigt Euer Entzücken, der Franklin beobachtet Euch.«

Diese Warnung nicht beachtend und gewohnt, immer seinen Empfindungen zu folgen, heftete Brian de Bois-Guilbert seine Augen fest auf die sächsische Schönheit, die seine Fantasie darum so fesselte, weil sie gänzlich von jener der orientalischen Mädchen verschieden war.

Lady Rowena war groß, doch nicht so sehr, um deshalb aufzufallen. Ihre Haut war außerordentlich fein und zart; ihre gute Haltung und ihre edlen Züge bewahrten sie vor dem geistlosen Aussehen, welches oft vollkommenen Schönheiten eigen ist. Ihre klaren, schönen blauen Augen, umkränzt von anmutsvollen Brauen, schienen ebenso gut zünden als schmachten, befehlen als bitten zu können. Wenn Sanftmut der natürliche Ausdruck solcher Züge war, so hatten doch allgemeine Huldigung und Ausübung gewohnter Herrschaft diesem der sächsischen Jungfrau mit einem Stolz vermischt, der die Geschenke der Natur würdig hob. Ihr reiches Haar, dessen Farbe zwischen braun und blond spielte, war auf fantastische und anmutsvolle Weise in zahllose Locken gelegt, wobei Kunst die Natur unterstützt hatte. Die Locken waren mit Edelsteinen geschmückt und wurden lang herunterhängend getragen, um die edle Abkunft und freie Geburt der Jungfrau anzudeuten. Eine goldene Kette, an welcher eine Reliquie von demselben Metall hing, schmückte ihren Nacken; sie trug Armbänder an ihren entblößten Armen. Ihr Anzug bestand aus einem Unterkleid und Mieder von blasser seegrüner Seide; über dieses trug sie ein langes, weites Gewand, welches bis auf den Boden reichte, mit weiten Ärmeln, die nur etwas über den Ellenbogen

hingen. Dies Kleid war dunkelrot und aus der feinsten Wolle gewebt. Ein seidener, golddurchwirkter Schleier war am Haupt befestigt und konnte entweder nach spanischer Mode über Busen und Gesicht gezogen oder um die Schultern gelegt werden.

Als Rowena bemerkte, dass des Templers Augen feurig auf ihr hafteten wie glühende Kohlen, zog sie den Schleier mit Würde über ihr Gesicht, um dadurch anzudeuten, dass diese kühnen Blicke ihr unangenehm seien. Cedric sah diese Bewegung und ihre Ursache. »Herr Templer«, sagte er, »die Wangen unserer Sachsenmädchen sind zu wenig an die Sonne gewöhnt, um die dreisten Blicke eines Kreuzfahrers ertragen zu können.«

»Ich bitte, wenn ich beleidigt habe, um Verzeihung, das heißt: Ich bitte Lady Rowena um Verzeihung«, erwiderte der Templer, »denn weiter führt mich meine Demut nicht.«

»Lady Rowena«, sagte der Prior, »hat uns alle gestraft, indem sie die Kühnheit meines Freundes strafte. Ich hoffe, sie wird beim glänzenden Aufzug des Turniers weniger grausam sein.«

»Wir wissen noch nicht, ob wir hingehen«, sagte Cedric, »ich liebe Pracht und Eitelkeit nicht, die unseren Vätern, als England sich noch frei nannte, fremd waren.«

»Lasst uns hoffen«, sagte der Prior, »dass unsere Begleitung euch bestimmt, hinzureisen; da die Straßen unsicher sind, so wird die Begleitung Sir Briens de Bois-Guilbert nicht zu verwerfen sein.«

»Herr Prior«, erwiderte der Sachse, »wohin ich in diesem Land noch gereist bin, habe ich immer, auf den Beistand meines guten Schwertes und meiner treuen Diener vertrauend, keiner fremden Hilfe bedurft. Wenn wir nach Ashby-de-la-Zouche gehen werden, so geschieht dies in der Gesellschaft meines guten Nachbarn und Landsmannes, des Athelstane von Coningsburgh, und mit einem Gefolge, das uns vor Räufern und Lehnsfeinden schützen wird. Ich bringe Euch diesen Becher voll Wein zu, Herr Prior, den Ihr hof-

fentlich nach Eurem Geschmack finden werdet, und danke Euch für Eure Höflichkeit. Solltet Ihr aber streng an Euern Klosterregeln halten, um Euern herben Milchtrunk vorzuziehen, so hoffe ich, Ihr werdet Eure Höflichkeit nicht anstrengen, um mir Bescheid zu tun.«

»Nein«, sagte der Prior lachend, »nur in unsrer Abtei beschränken wir uns auf den *lac dulce* oder den *lac acidum*. In der Welt machen wir weltliche Sitten mit, und darum tue ich Euch mit diesem guten Wein Bescheid und überlasse die schwächere Flüssigkeit meinem Laienbruder.«

»Und ich«, sagte der Templer, seinen Becher füllend, »trinke als Vasall der schönen Rowena; seit dies Wort nach England kam, ist niemand der Huldigung würdiger gewesen als sie. Bei meiner Ehre, ich könnte dem unglücklichen Vortigern verzeihen, dass er an Ehre und Königreich Schiffbruch litt, hätte er halb so viel Ursache dazu gehabt, wie wir jetzt vor uns sehen.«

»Spart Eure Artigkeit, Herr Ritter«, sagte Rowena mit Würde und ohne sich zu entschleiern, »oder erlaubt mir, sie so hoch anzuschlagen, dass ich Euch um Nachrichten aus Palästina bitten darf, welche englische Ohren lieber hören als alle Komplimente, die Eure französischen Sitten Euch lehrten.«

»Ich habe wenig Wichtiges zu erzählen, Mylady«, antwortete Sir Brian de Bois-Guilbert, »außer dass sich die Nachricht vom Waffenstillstand mit Saladin bestätigt hat.«

Er wurde hier durch Wamba unterbrochen, der seinen gewöhnlichen Sitz auf einem Stuhl eingenommen hatte, dessen Rücken mit zwei Eselsohren geziert war und der zwei Schritt hinter dem seines Herrn stand, der von Zeit zu Zeit ihm Speisen von seinem eigenen Teller reichte. Eine Gunst, die der Narr indessen mit den Lieblingshunden teilte, von welchen, wie wir bereits sagten, einige gegenwärtig waren. Hier saß Wamba, vor dem ein kleiner Tisch stand, die Beine unter den Sitz gezogen, die Backen aufgeblasen, sodass seine Kinnladen einem Nussknacker ähnlich sahen,

die Augen halb geschlossen und mit großer Aufmerksamkeit auf eine Gelegenheit wartend, sein Narrenrecht auszuüben.

»Diese Waffenruhen mit den Ungläubigen«, rief er aus, den stolzen Templer unterbrechend, »machen einen alten Mann aus mir.«

»Wieso, Schelm?«, fragte Cedric, und sein Gesicht zeigte an, dass er dem kommenden Spaß gern entgegenseh.

»Weil ich mich«, antwortete Wamba, »in meiner Zeit drei derselben erinnere, wovon jede fünfzig Jahr dauern sollte, sodass ich hundertundfünfzig Jahre alt sein muss.«

»Ich versichere Euch, Ihr werdet nicht am Alter sterben«, sagte der Templer, der seinen Freund aus dem Wald wiedererkannte, »wenn ihr fortfahrt, den Reisenden solche Weisungen zu geben, wie Ihr diesen Abend dem Prior und mir gabt.«

»Was?«, fuhr Cedric auf. »Reisende irreleiten! Du sollst gepeitscht werden, denn du bist ein ebenso großer Spitzbube als ein Narr.«

»Ich bitte dich, Vetter«, antwortete der Narr, »lass diesmal meine Narrheit meine Spitzbüberei beschützen, ich hatte mich zwischen meiner rechten und meiner linken Hand geirrt, und der, der einen Narren zum Rat und Wegweiser annahm, hat sich mehr geirrt als ich.«

Hier wurde die Unterredung durch das Eintreten des Türhüterjungen unterbrochen, der ankündigte, dass ein Fremder am Tor Einlass und Gastfreundschaft begehre.

»Lass ihn ein«, sagte Cedric, »er sei, wer er wolle; eine Nacht wie diese, wo der Sturm wütet, treibt selbst wilde Tiere, bei den zahmen Schutz zu suchen, und zu den Menschen, ihren tödlichsten Feinden, zu gehen, ehe sie durch die Elemente umkommen. Versorgt ihn mit allem, was er bedarf; sieh darauf, Oswald.«

Und der Haushofmeister verließ die Speisehalle, um die Befehle seines Herrn zu erfüllen.

5. Kapitel

Hat ein Jude nicht Augen? Hat ein Jude nicht Hände? Organe, Sinne, Neigung, Gefühle, Leidenschaften? Wird er nicht mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verwundet? Ist er nicht denselben Krankheiten unterworfen? Wird er nicht durch dieselben Arzneien geheilt? Kalt und warm angehaucht durch denselben Winter und Sommer, wie ein Christ?

William Shakespeare, »Der Kaufmann von Venedig«

Oswald kam zurück und flüsterte seinem Herrn ins Ohr: »Es ist ein Jude, der sich Isaak von York nennt; geht es an, dass ich ihn in die Halle führe?«

»Übertrage dein Amt dem Gurth, Oswald«, sagte Wamba mit seiner gewohnten Keckheit: »Der Schweinehirt passt zum Zeremonienmeister der Juden.«

»Heilige Maria«, sagte der Abt sich bekreuzend, »ein ungläubiger Jude soll in dieser Gesellschaft erscheinen!«

»Ein Hund von einem Juden«, stimmte der Templer bei, »soll einem Verteidiger des Heiligen Grabes nahen?«

»Bei meiner Treu«, rief Wamba, »mir scheint, als liebten die Tempelherren mehr das Gold der Juden als ihre Gesellschaft.«

»Friede, meine würdigen Gäste!«, sagte Cedric. »Meine Gastlichkeit lässt sich durch euern Tadel nicht einschränken. Wenn der Himmel das große Volk der hartnäckigen Ungläubigen schon mehr Jahre duldet, als ein Laie zählen kann, so dürfen wir wohl die Gegenwart des Juden auf ein paar Stunden ertragen; doch ich werde niemanden zwingen, mit ihm zu essen und zu reden. Gebt ihm seinen Tisch und seine Schüssel abseits, wofern nicht«, sagte er lächelnd, »die Turban tragenden Fremdlinge ihn in ihre Gesellschaft aufnehmen wollen.«

»Sir Franklin«, antwortete der Templer, »diese Sarazensknechten sind echte Moslems und verachten ebenso sehr wie ein Christ die Gemeinschaft der Juden.«

»Nun, wahrhaftig!«, sagte Wamba. »Ich sehe nicht ein, warum die Verehrer des Mohammed und Termogunt etwas vor dem vom Himmel auserwählten Volk voraushaben?«

»Er soll bei dir sitzen, Wamba«, sagte Cedric, »Narr und Schelm passen gut zusammen.«

»Der Narr«, antwortete Wamba, indem er die Überreste eines Schinkens emporhielt, »will sich ein Bollwerk gegen den Schelm errichten.«

»Still«, sagte Cedric, »denn hier kommt er.«

Mit geringem Zeremoniell eingeführt, trat ein langer, dünner, alter Mann, unter Furcht und Zagen und manchem demutsvollen Bückling, durch dessen öftere Wiederholung der Alte viel von seiner natürlichen Größe verloren haben mochte, in die Halle und ging auf die niedere Tafel zu. Seine scharfen und regelmäßigen Züge, seine Adlernase, die stechenden schwarzen Augen, die hohe runzlige Stirn und das lange graue Haar des Hauptes und Bartes konnten schön genannt werden, hätte nicht seine Physiognomie die Kennzeichen eines Geschlechts getragen, das in diesen unaufgeklärten Zeiten vom leichtgläubigen und vorurteilsvollen Pöbel verachtet und von einem räuberischen und habsüchtigen Adel verfolgt wurde; welches vielleicht ebendieser Verfolgung wegen einen Nationalcharakter angenommen hatte, der, um wenig zu sagen, durchaus niedrig und unliebenswürdig war.

Der Anzug des Juden, der sehr vom Sturm gelitten zu haben schien, bestand aus einem weiten Bauernrock mit vielen Falten, darunter trug er ein Unterkleid von dunkel-purpurroter Farbe. Seine weiten Stiefel waren mit Pelz besetzt, um den Leib hatte er einen Gürtel, in welchem ein kleines Messer und ein Schreibzeug steckten. Er trug einen hohen viereckigen Hut von gelber Farbe und ganz besonderer Form, der seiner Nation angewiesen war, um sie von den Christen zu unterscheiden, und den er mit großer Demut an der Tür der Halle abzog.

Die Aufnahme, die dieser Mensch in der Halle Cedrics des Sachsen erfuhr, war von der Art, dass auch der vorurteilsvollste Feind der Israeliten damit zufrieden sein konnte. Cedric nickte ihm kalt auf seine wiederholten Grüsse zu und winkte ihm, am unteren Ende des Tisches Platz zu nehmen, wo aber niemand sich geneigt zeigte, ihm Platz zu machen; im Gegenteil, als er die Reihe herunterging, einen furchtsam bittenden Blick auf die unten Sitzenden werfend, zuckten die sächsischen Diener die Achseln und fuhren fort, ihre Mahlzeit mit großer Emsigkeit zu verzehren, ohne im Geringsten auf die Bedürfnisse ihres neuen Gastes zu achten. Die Diener des Abtes bekreuzten sich und blickten mit Abscheu nach dem Juden hin, selbst die heidnischen Sarazenen legten die Hand an ihre Dolche, als ob sie durch dieses Mittel sich vor der Verunreinigung, mit der ihnen seine Nähe drohte, schützen wollten.

Vielleicht hätten dieselben Beweggründe, die Cedric veranlassten, einem Sohn des verachteten Judenvolkes seine Halle zu öffnen, ihn auch veranlasst, seine Diener zu größerer Höflichkeit gegen Isaak anzuhalten, wäre er nicht gerade mit dem Abt in ein anziehendes Gespräch über die Erziehung und den Charakter seiner Lieblingshunde verwickelt gewesen, die er auch um wichtigere Gegenstände, als ihm ein Jude war, der hungrig schlafen gehen musste, nicht unterbrechen wollte. Während Isaak ebenso von der Gesellschaft ausgeschlossen stand wie sein Volk von England und sich vergebens nach einem Ruheplätzchen umsah, hatte der Pilger am Kamin Mitleid mit ihm und bot ihm seinen Sitz an, indem er zu ihm sagte: »Alter Mann, meine Kleider sind trocken, mein Hunger ist gestillt, du bist nass und hungrig.« Dann schob er die auf dem breiten Herd zerstreuten Brände zusammen, blies das Feuer an, holte von dem großen Tisch eine Schüssel mit Suppe und Gemüse, setzte es auf den kleinen Tisch, an dem er gegessen hatte, und ging, ohne des Juden Dank zu erwarten, nach dem oberen Ende der Halle; es sei nun, dass er keine Gemeinschaft mit dem Gegenstand seiner Wohltätigkeit haben wollte oder dass er wünschte, der oberen Tafel nahezukommen.

Wenn es damals Maler gegeben, fähig solchen Gegenstand darzustellen, so hätte dieser Jude, wie er seine welke Gestalt und seine erfrorenen, zitternden Hände am Feuer wärmte, ein gutes Bild des Winters geliefert. Nachdem er sich erwärmt, wandte er sich gierig zur dampfenden Schüssel, welche vor ihm stand, und aß mit einer Eile und einem Vergnügen, die glauben machten, dass er seit langer Zeit nichts genossen.

Unterdessen setzten der Abt und Cedric ihr Jagdgespräch fort, Lady Rowena unterhielt sich mit einem Mädchen aus ihrem Gefolge, und der stolze Templer, dessen Blicke vom Juden zu der sächsischen Schönheit streiften, schien über ernste Gedanken zu brüten.

»Ich denke, würdiger Cedric«, sagte der Abt, »obgleich Ihr eine große Vorliebe für Eure sächsische Sprache habt, so werdet Ihr auch dem Normännisch-Französischen Eure Gunst schenken, soweit sie das Heiligtum des Waidwerks angeht. Gewiss ist keine andere Sprache so reich an verschiedenen Redensarten, die dies Vergnügen erfordert; sie gibt dem erfahrensten Waidmann die besten Mittel, um seine heitere Kunst zu beschreiben.«

»Guter Vater Aymer«, sagte der Sachse, »ich frage nicht viel nach diesen überseeischen Verfeinerungen, die ich zu meinen Jagdvergnügen nicht bedarf. Ich verstehe mein Horn zu blasen, obgleich ich den Schall weder *recheate* noch *morte* nenne. Ich kann meine Hunde auf das Wild hetzen und, wenn es gefangen ist, es enthäuten und zerlegen ohne das neumodische Geschwätz von *curee*, *arbor*, *nombles*, das von dem fabelhaften Sir Tristram herrührt.«

»Französisch«, sagte der Templer, seine Stimme stolz und gebieterisch erhebend, wie er immer tat, »ist nicht allein die natürliche Sprache der Jagd, sondern auch die der Liebe und des Krieges; Damen müssen in ihr erobert und Feinde durch sie geschlagen werden.«

»Herr Templer«, sagte Cedric, »tut mir mit diesem Becher Wein Bescheid und füllt den des Abtes, während ich, dreißig

Jahre zurückgehend, Euch etwas erzählen werde. Als Cedric der Sachse sein echt englisches Wort in das Ohr der Schönheit erklingen ließ, bedurfte er keines französischen Troubadours, und das Schlachtfeld von Northallerton am Tag der heiligen Fahne kann bezeugen, dass das sächsische Kriegsgeschrei so tief in die Ohren des schottischen Heeres drang als das *cri de guerre* des kühnsten normännischen Barons. Zum Gedächtnis der Tapfern, die dort fielen, tut mir Bescheid, meine Gäste.« Er trank und fuhr mit steigender Wärme fort: »Das war ein Tag, da wurden Schilde gespalten! Hundert Banner schwebten über dem Haupt der Tapfern, das Blut floss in Strömen, und der Tod wurde lieber gewählt als die Flucht. Ein sächsischer Barde nannte diesen Tag das *Fest der Schwerter* – eine Versammlung der Adler um die Beute – das Geräusch der Schilde und Helme, den Lärm der Schlacht seliger als den Jubel eines Hochzeitsfestes. Doch solche Barden sind nicht mehr, unsere Taten gehen unter in einem fremden Strom, unsere Sprache, unser Name selbst verschwindet, und niemand trauert darüber als ein einsamer alter Mann. Mundschenk, Bursche! Fülle die Becher. Auf das Wohl der Tapfern, Herr Templer, wie auch ihr Stamm und ihre Sprache sei – die jetzt in Palästina für das Heilige Kreuz fechten.«

»Einem Ritter, der das Zeichen des Ordens trägt, ziemt nicht, hierauf zu antworten«, sagte Brian von Bois-Guilbert, »aber welche haltet Ihr außer den geschwornen Kämpfern des Heiligen Grabes dort für die besten Krieger?«

»Die Hospitalritter«, sagte der Abt, »ich habe einen Bruder darunter.«

»Ihrem Ruhm will ich keinen Abbruch tun«, erwiderte der Templer, »indessen ...«

»Ich denke, Freund Cedric«, sprach Wamba dazwischen, »wenn Richard Löwenherz weise genug gewesen, um auf den Rat eines Narren zu hören, so wäre er mit seinen fröhlichen Engländern zu Hause geblieben und hätte die Wiedereroberung Jerusalems den Rittern, die so viel zu dessen Verlust beitrugen, überlassen.«

»Sind in der englischen Armee«, fragte Lady Rowena, »keine Männer, deren Namen würdig waren, neben den Tempel- und Johanniter-Rittern genannt zu werden?«

»Verzeiht mir, Lady«, sagte Brian von Bois-Guilbert, »der englische König brachte wirklich eine Heldenschar nach Palästina, die nur denen nachstand, deren Brust von jeher ein Bollwerk des Heiligen Landes gewesen war.«

»Sie standen *keinem* nach«, sprach der Pilger, der nahe genug war, um diese Unterhaltung zu belauschen ... Alle wandten sich nach dem Ort, woher diese unerwartete Äußerung kam. »Ich sage«, wiederholte der Pilger mit festem Ton, »dass die englische Ritterschaft keinem nachstand, der je sein Schwert für die Verteidigung des Heiligen Landes zog. Ich sage dies, denn ich sah es, dass König Richard selbst und fünf seiner Ritter nach der Einnahme von St. Jean d'Acre ein Turnier gegen jeden hielten, der sich mit ihnen messen wollte. An diesem Tag machte jeder Ritter drei Gänge und warf drei Gegner zu Boden. Ich füge hinzu, dass sieben von diesen Gefallenen Tempelritter waren, und Sir Brian de Bois-Guilbert weiß recht gut, dass ich die Wahrheit rede.«

Es ist unmöglich, mit Worten die Wut zu schildern, die sich auf dem braunen Gesicht des Tempelherrn spiegelte. Seine zuckenden Finger griffen nach dem Schwert, doch er beherrschte sich, wissend, dass an diesem Ort und in dieser Gesellschaft keine Gewalttätigkeit stattfinden durfte. Cedric, dessen Empfindungen offen und einfach waren, den auch selten mehr als ein Gegenstand auf einmal beschäftigte, bemerkte in der Freude über den Ruhm seiner Landsleute die zürnende Verwirrung seines Gastes nicht. »Ich gebe dir dies goldene Armband, Pilger!«, rief er aus, »wenn du mir die Namen der Ritter, die so wacker den Ruhm des glücklichen Englands aufrechthielten, nennst.«

»Es geschehe«, erwiderte der Pilger, »aber ohne Lohn, denn mein Gelübde verbietet mir, Gold zu nehmen.«

»Ich will das Armband statt deiner nehmen, wenn du willst, Freund Pilger«, sagte Wamba.

